

Leseprobe

Stephen King

Frühling, Sommer, Herbst und Tod

Vier Kurzromane

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,99 €



Seiten: 720

Erscheinungstermin: 12. August 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

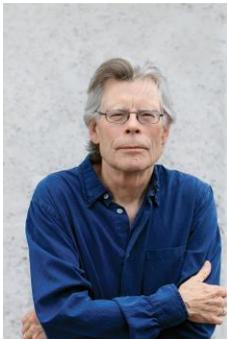
Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Meisterstücke des alltäglichen Grauens

Der Band vereint vier Kurzromane, darunter *Die Leiche* und *Pin-up*, die als Filmvorlagen für die mehrfach für den Oscar und den Golden Globe nominierten Filme *Stand By Me* und *Die Verurteilten* dienten.



Autor

Stephen King

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, ist einer der erfolgreichsten amerikanischen Schriftsteller. Bisher haben sich seine Bücher weltweit über 400 Millionen Mal in mehr als 50 Sprachen verkauft. Für sein Werk bekam er zahlreiche Preise, darunter 2003 den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk und 2015 mit dem Edgar Allan Poe Award den bedeutendsten kriminalliterarischen Preis für *Mr. Mercedes*. 2015 ehrte Präsident Barack Obama ihn zudem mit der National Medal of Arts. 2018 erhielt er den PEN America Literary Service Award für sein Wirken, gegen jedwede Art von Unterdrückung aufzubegehren und die hohen Werte der Humanität zu verteidigen.

Seine Werke erscheinen im Heyne-Verlag.

DAS BUCH

Diese Sammlung vereint vier längere Geschichten, von denen drei erfolgreich verfilmt wurden. Sie lassen sich nicht grundsätzlich dem Horrorgenre zuordnen, enthalten jedoch Elemente jenes Grauens, in dem es King zum unbestrittenen Meister gebracht hat – vier Höhepunkte in seinem Schaffen. *Atemtechnik* ist die grausige Geschichte einer Frau, die ihr Kind zur Welt bringen will; ganz gleich, was geschieht. In *Der Musterschüler* erliegt ein netter, aufgeweckter Junge der Faszination des Bösen. *Pin-up* erzählt von einem ungewöhnlichen Gefängnisausbruch. Und in der stark autobiografisch gefärbten Geschichte *Die Leiche* gehen vier Großstadtjungen auf verhängnisvolle Entdeckungsreise ...

DER AUTOR

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, ist einer der erfolgreichsten amerikanischen Schriftsteller. Bislang haben sich seine Bücher weltweit über 400 Millionen Mal in mehr als 50 Sprachen verkauft. Für sein Werk bekam er zahlreiche Preise, darunter 2003 den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk. 2015 ehrte Präsident Barack Obama ihn mit der National Medal of Arts. 2018 erhielt er den PEN America Literary Service Award für sein Wirken, gegen jedwede Art von Unterdrückung aufzubegehren und die hohen Werte der Humanität zu verteidigen. Seine großen Werke erscheinen im Heyne-Verlag.

Im Anhang findet sich ein ausführliches Werkverzeichnis des Autors.

Die Originalausgabe
DIFFERENT SEASONS
erschien bei Viking, New York



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 09/2013

Copyright © 1982 by Stephen King

Copyright © der deutschen Übersetzung by

Bastei-Verlag H. Lübbe GmbH & Co., Bergisch Gladbach

Copyright © 1992, 2013 dieser Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann und Kompanie

Werbeagentur, Zürich unter Verwendung einer Illustration

von © Anja Filler

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43688-6

www.heyne.de

Inhalt

DIE VERURTEILTEN

Pin-up

7

SOMMERGEWITTER

Der Musterschüler

141

HERBSTSONATE

Die Leiche

401

EIN WINTERMÄRCHEN

Atemtechnik

605

Die Verurteilten

Pin-up

In jedem Gefängnis oder Zuchthaus in Amerika gibt es wahrscheinlich einen wie mich – ich bin der Mann, der alles besorgen kann. Zigaretten, Marihuana, wenn jemand darauf scharf ist, eine Flasche Brandy, falls einer das Universitäts-examen seines Sohnes oder seiner Tochter feiern will, und auch sonst fast alles ... in vernünftigem Rahmen, versteht sich. Es war nicht immer so.

Ich war gerade zwanzig, als ich nach Shawshank kam, und ich bin einer der wenigen in unserer glücklichen, kleinen Familie, der zu dem steht, was er getan hat. Ich habe gemordet. Ich schloss eine hohe Lebensversicherung auf meine drei Jahre ältere Frau ab, und dann präparierte ich die Bremsen an dem Chevrolet-Coupé, das ihr Vater uns zur Hochzeit geschenkt hatte. Es lief genau wie geplant, außer dass sie auf dem Weg in die Stadt am Castle Hill anhielt, um eine Nachbarin mit ihrem kleinen Sohn mitzunehmen. Die Bremsen versagten, und der Wagen raste durch das Gebüsch am Stadtpark. Passanten sagten aus, dass er mindestens achtzig draufgehabt haben musste, als er gegen das Bürgerkriegsdenkmal knallte und in Flammen aufging.

Auch dass ich erwischt wurde, war nicht eingeplant, aber ich wurde erwischt. Ich bekam eine Dauerkarte für diesen Schuppen. In Maine gibt es keine Todesstrafe, aber der Staatsanwalt sorgte dafür, dass ich wegen dreifachen Mordes angeklagt wurde, und ich bekam dreimal »lebenslänglich«. Das schloss jede bedingte Haftentlassung für lange Zeit aus. Der Richter nannte meine Tat »ein grässliches und abscheuliches Verbrechen«, und das war es auch, aber jetzt gehört es

der Vergangenheit an. Man kann es in den vergilbten Archivexemplaren des *Castle Rock Call* nachschlagen, wo die dicken Schlagzeilen, die meine Verurteilung meldeten, sich neben den Nachrichten über Hitler und Mussolini und neben Präsident Roosevelts Geschwätz fast komisch ausnahmen.

Ob ich mich rehabilitiert habe, fragen Sie? Ich weiß nicht einmal, was das Wort bedeutet, jedenfalls nicht im Zusammenhang mit Gefängnissen oder Besserung. Ich halte es für ein von Politikern geprägtes Wort. Es mag eine andere Bedeutung haben, und vielleicht komme ich noch dahinter, aber das liegt in der Zukunft ... und ein Sträfling gewöhnt es sich ab, an die Zukunft zu denken. Ich war jung, sah gut aus und war in einem ärmeren Stadtviertel aufgewachsen. Ich lernte ein hübsches, launisches und eigensinniges Mädchen kennen, das in einem der vornehmen Häuser in der Carbine Street wohnte. Ihr Vater hatte nichts gegen unsere Verbindung, aber ich musste in seine Firma eintreten, die optische Instrumente herstellte, und »mich hocharbeiten«. Ich merkte bald, was er wirklich wollte. Er wollte mich unter Kontrolle halten wie ein lästiges Haustier, das noch nicht ganz stubenrein ist und vielleicht sogar beißt. Am Ende hatte sich in mir so viel Hass aufgestaut, dass ich die Tat beging. Wenn ich noch einmal die Chance hätte, würde ich es nicht wieder tun. Bedeutet das Rehabilitation? Ich bin mir dessen nicht ganz sicher.

Aber ich will nicht von mir reden. Ich will über einen Mann namens Andy Dufresne berichten. Bevor ich über ihn berichte, muss ich allerdings einiges über mich selbst erzählen. Das ist schnell erledigt.

Wie schon gesagt, bin ich in Shawshank seit knapp vierzig Jahren der Mann, der alles besorgen kann. Und damit sind nicht nur verbotene Sachen wie Zigaretten und Schnaps gemeint, obwohl die auf der Wunschliste immer ganz oben stehen. Nein, ich habe für Leute, die hier einsitzen, tausend

andere Dinge besorgt, einige davon völlig legal, aber schwer zu beschaffen an einem Ort, wo man sich ja eigentlich nur aufhält, um bestraft zu werden. Einmal saß hier einer, der ein kleines Mädchen vergewaltigt und sich ein paar Dutzend anderen unsittlich gezeigt hatte. Ich besorgte ihm drei Stücke rosa Marmor aus Vermont, und er machte daraus drei schöne Statuen – ein Baby, einen Knaben von ungefähr zwölf und einen bärtigen jungen Mann. Er nannte sie *Die drei Lebensalter Jesu*, und diese Skulpturen stehen jetzt im Salon eines Mannes, der früher Gouverneur dieses Staates war.

Wer nördlich von Massachusetts aufgewachsen ist, erinnert sich vielleicht noch an einen anderen Namen – Robert Alan Cote. 1951 versuchte er, die First Mercantile Bank in Mechanic Falls auszurauben, und bei diesem Überfall kam es zu einem Blutbad – am Ende sechs Tote, zwei davon Bandenmitglieder, drei Geiseln und ein junger Beamter von der State Police, der zur falschen Zeit den Kopf hochnahm und eine Kugel ins Auge kriegte. Cote hatte eine Münzensammlung. Natürlich konnte er sie hierher nicht mitnehmen, aber mithilfe seiner Mutter und eines Mittelsmannes, der den Wäschereiwagen fuhr, konnte ich sie ihm besorgen. Ich sagte ihm noch, Bobby, du musst verrückt sein. Was soll deine Münzensammlung in einem steinernen Hotel voller Diebe? Er sah mich lächelnd an und sagte, ich weiß schon, wo ich sie aufbewahre. Da ist sie sicher. Mach dir keine Sorgen. Und er hatte recht. Bobby Cote starb 1967 an einem Gehirntumor, aber seine Münzensammlung wurde nie gefunden.

Zum Valentinstag habe ich den Männern Pralinen besorgt; am St.-Patricks-Tag habe ich für einen verrückten Iren namens O'Malley drei von diesen grünen Milchshakes kommen lassen, die bei McDonald's serviert werden; in einer Mitternachtsvorstellung habe ich zwanzig Leuten sogar *Deep Throat* und *The Devil in Miss Jones* gezeigt. Die Männer hatten zusammengelegt, um die Filme zu leihen ... aller-

dings trug mir die kleine Eskapade eine Woche Verschärften ein. Das Risiko eines Mannes, der alles besorgen kann.

Ich habe Nachschlagewerke und Pornomagazine beschafft, Scherzartikel wie Handsummer und Juckpulver, und mehr als einmal habe ich dafür gesorgt, dass ein Langjähriger einen Schlüpfer seiner Frau oder seiner Freundin kriegte, und ich glaube, Sie wissen, was die Jungs mit diesen Sachen tun, wenn die Nächte sich endlos hinziehen. Das ist natürlich alles nicht umsonst, und einiges wird sogar ziemlich teuer. Aber ich tue es nicht *nur* wegen des Geldes. Was soll ich mit Geld? Ich werde nie einen Cadillac besitzen oder im Februar für zwei Wochen nach Jamaika fliegen. Ich habe ähnliche Gründe wie ein Schlachter, der seinen Kunden nur frisches Fleisch verkauft. Ich habe einen Ruf, und den will ich behalten. Die einzigen Dinge, von denen ich die Finger lasse, sind Waffen und harte Drogen. Ich werde keinem dazu verhelfen, sich oder andere umzubringen. Vom Töten habe ich genug. Es reicht mir bis ans Ende meiner Tage.

Ja, ich bin schon ein Künstler. Und als Andy Dufresne 1949 zu mir kam und fragte, ob ich ihm Rita Hayworth in den Knast schmuggeln könne, sagte ich, das sei kein Problem. Und es war keines.

Als Andy 1948 nach Shawshank kam, war er dreißig Jahre alt. Er war ein kleiner gepflegter Mann mit rotblondem Haar und schmalen, geschickten Händen. Er trug eine Brille mit Goldrand, und seine Fingernägel waren immer sauber und gepflegt. Eigenartig, dass man sich an so etwas bei einem Mann erinnert, aber es war für Andys ganze Persönlichkeit typisch. Er sah immer aus, als müsste er eigentlich eine Krauwatte tragen. Draußen war er Leiter der Wertpapierabteilung einer großen Bank in Portland gewesen. Nicht schlecht für einen so jungen Mann, besonders, wenn man bedenkt, wie konservativ die meisten Banken sind ... und diesen Kon-

servativismus muss man mit zehn multiplizieren, wenn man nach Neuengland kommt, wo die Leute einem Mann nur dann ihr Geld anvertrauen, wenn er eine Glatze hat, lahmt und sich ständig an der Hose zupft, um sein Bruchband geradezurücken. Andy saß wegen Mordes an seiner Frau und ihrem Geliebten.

Ich glaube, ich sagte schon, dass nur Unschuldige im Knast sitzen. Oh, den Text verlesen sie dir wie die Pfaffen im Fernsehen die Offenbarung. Sie waren alle Opfer von Richtern mit Herzen aus Stein und dazu passenden Eiern, von unfähigen Anwälten oder von Polizisten, die ihnen was anhängen wollten. Einige hatten ganz einfach Pech gehabt. Sie jammern dir etwas über die Ungerechtigkeit der Welt vor, aber in ihren Visagen steht etwas ganz anderes geschrieben. Die meisten Sträflinge sind schäbige Typen, die weder sich selbst noch anderen nützen. Ihr Pech ist, dass ihre Mütter sie nicht abgetrieben haben.

Während all der Jahre in Shawshank hat es vielleicht zehn Männer gegeben, denen ich glaubte, wenn sie mir erzählten, sie seien unschuldig. Zu denen gehörte Andy Dufresne, obwohl es einige Jahre dauerte, bis ich von seiner Unschuld überzeugt war. Wenn ich der Jury angehört hätte, vor der sein Fall 1947–1948 in Portland einige stürmische Wochen lang verhandelt wurde, hätte auch ich seiner Verurteilung zugestimmt.

Der Fall hatte es wirklich in sich. Er hatte genau die richtigen Zutaten. Ein schönes Mädchen aus besseren Kreisen (tot), eine örtliche Sportskanone (auch tot), und auf der Anklagebank ein bekannter junger Geschäftsmann. Hinzu kamen die von den Zeitungen angedeuteten Skandalgeschichten. Für die Anklage war der Fall klar. Der Prozess dauerte nur deshalb so lange, weil der Staatsanwalt für das Repräsentantenhaus kandidieren wollte und es ihm wichtig war, dass die Öffentlichkeit sich sein Gesicht einprägte. Es war

ein herrlicher Justizzirkus, und trotz Temperaturen unter null standen die Leute schon morgens um vier Schlange, um sich ihren Platz im Zuschauerraum zu sichern.

Die von der Anklage vorgetragene(n) Fakten, die Andy nicht bestritt, waren folgende: Seine Frau Linda Collins Dufresne hatte im Juni 1947 ein Interesse daran bekundet, im Falmouth Hill Country Club Golf spielen zu lernen. Sie nahm auch tatsächlich vier Monate lang Unterricht. Ihr Lehrer war der Golfprofi Glenn Quentin, und Ende August 1947 erfuhr Andy, dass Quentin und seine Frau ein Verhältnis hatten. Am Nachmittag des 10. September 1947 hatten Andy und Linda Dufresne einen heftigen Streit; Gegenstand dieses Streits war Lindas Untreue.

Andy sagte aus, Linda sei froh darüber gewesen, dass er es erfahren hatte. Die Heimlichtuerei sei unerträglich gewesen. Sie habe von Andy eine Scheidung in Reno verlangt. Andy habe geantwortet, er wolle sie lieber in der Hölle sehen als in Reno. Sie sei dann weggegangen, um die Nacht mit Quentin in dessen gemietetem Bungalow in der Nähe des Golfplatzes zu verbringen. Am nächsten Morgen hatte seine Haushälterin beide tot im Bett gefunden, beide von vier Kugeln getroffen.

Diese Tatsache schadete Andy mehr als alles andere. Der Staatsanwalt mit den politischen Ambitionen schlachtete sie zu Prozessbeginn und später in seiner Schlussrede weidlich aus. Andrew Dufresne, sagte er, sei kein betrogener Ehemann, der sich im Affekt an seiner Frau gerächt habe. Das, so sagte er, wäre noch zu verstehen, wenn auch nicht zu billigen gewesen. Er aber sei viel kaltblütiger vorgegangen. Bedenken Sie, brüllte er die Jury an. Vier und vier! Nicht sechs Schuss, sondern acht! *Er feuerte die Waffe leer ... und dann lud er sie wieder, um noch einmal auf die beiden schießen zu können!* VIER FÜR IHN UND VIER FÜR SIE kreischten die Schlagzeilen der *Portland Sun*.

Ein Angestellter der Pfandleihe Wise in Lewiston sagte aus, er habe Andy Dufresne zwei Tage vor dem Doppelmord einen .38er Police Special verkauft. Der Barmixer vom Country Club bezeugte, Andy sei am 10. September um ungefähr sieben Uhr hereingekommen und habe innerhalb von zwanzig Minuten drei Whiskey getrunken – als er aufstand, habe er dem Barmixer gesagt, er wolle zu Glenn Quintins Haus, und den Rest könne er, der Barmixer, »in der Zeitung lesen«. Ein Angestellter des Handy-Pik, eines etwa eine Meile von Quintins Haus entfernten Ladens, erzählte dem Gericht, Andy sei am selben Abend etwa um Viertel vor neun hereingekommen. Er habe Zigaretten, drei Dosen Bier und einige Geschirrtücher gekauft. Der Gerichtsmediziner gab an, Quentin und die Dufresne seien zwischen dreiundzwanzig und zwei Uhr in der Nacht vom 10. zum 11. September getötet worden. Der mit dem Fall betraute Kriminalbeamte sagte aus, weniger als sechzig Meter vom Bungalow entfernt habe die Straße eine Ausweichbucht. An dieser Ausweichbucht habe man am Nachmittag des 11. Septembers drei Beweisstücke sichergestellt: erstens zwei leere Bierdosen der Sorte Narragansett (mit den Fingerabdrücken des Angeklagten), zweitens zwölf Zigarettenstummel (der Marke Kool, die der Angeklagte raucht), drittens Gipsabdrücke von Reifenspuren (die genau dem Abnutzungsmuster der Reifen am 1947er Plymouth des Angeklagten entsprechen).

Im Wohnzimmer von Quintins Bungalow waren vier Geschirrtücher gefunden worden. Sie wiesen Schusslöcher und Pulverspuren auf. Der Detektiv stellte die Theorie auf (gegen die Andys Anwalt gequält protestierte), der Mörder habe die Tücher um die Mündung der Mordwaffe gewickelt, um das Geräusch der Schüsse zu dämpfen.

Als Andy gehört wurde, erzählte er seine Geschichte ruhig, kühl und leidenschaftslos. Er sagte, er habe schon in der letzten Juliwoche beunruhigende Gerüchte über seine Frau und

Glenn Quentin gehört. Im August sei er so besorgt gewesen, dass er beschlossen habe, der Sache nachzugehen. Eines Abends, als Linda nach ihrer Unterrichtsstunde eigentlich in Portland hätte einkaufen wollen, sei er ihr und Quentin zu Quentins gemietetem Bungalow gefolgt (den die Zeitungen mit schöner Regelmäßigkeit »das Liebesnest« nannten). Er habe an der Ausweichbucht geparkt, bis Quentin sie drei Stunden später zum Country Club zurückfuhr, wo ihr eigener Wagen stand.

»Wollen Sie dem Gericht etwa weismachen, Sie seien Ihrer Frau in Ihrem nagelneuen Plymouth-Sedan gefolgt?«, fragte der Staatsanwalt ihn beim Kreuzverhör.

»Ein Freund und ich haben für den Abend die Wagen getauscht«, sagte Andy. Und dieses kühle Eingeständnis, wie gut er seine Ermittlungen geplant hatte, brachte ihm bei der Jury keine Vorteile.

Nachdem er seinem Freund den Wagen zurückgebracht und seinen eigenen geholt hatte, war er nach Hause gefahren. Linda hatte im Bett gelegen und ein Buch gelesen. Er hatte sie über ihre Fahrt nach Portland befragt. Es sei ganz nett gewesen, hatte sie gesagt, aber sie habe nichts gefunden, was sie hätte kaufen mögen. »In diesem Augenblick wusste ich es genau«, erzählte Andy den atemlosen Zuhörern. Er sprach in dem gleichen ruhigen und distanzierten Ton, in dem er auch alle übrigen Aussagen machte.

»Wie war Ihre Gemütsverfassung in den siebzehn Tagen zwischen jenem Tag und dem Abend, an dem Ihre Frau ermordet wurde?«, fragte ihn der Anwalt.

»Ich war sehr niedergeschlagen«, antwortete Andy ruhig und kalt. Wie ein Mann, der eine Einkaufsliste vorliest, berichtete er, dass er an Selbstmord gedacht und sich am 8. September in Lewiston sogar einen Revolver gekauft habe.

Sein Anwalt bat ihn dann, der Jury zu erzählen, was geschah, als seine Frau am Abend des Mordes wegfuhr, um

sich mit Glenn Quentin zu treffen. Andy erzählte ... und er machte mit seinem Bericht den denkbar schlechtesten Eindruck.

Ich habe ihn dreißig Jahre lang gekannt, und ich habe noch nie einen Mann mit mehr Selbstbeherrschung kennengelernt. Ganz gleich, was in ihm vorging, man sah es ihm nicht an. Wenn je in seiner Seele finstere Nacht herrschte, wie es irgendein Schriftsteller mal ausgedrückt hat, würde man es ihm nicht anmerken. Wenn dieser Mann Selbstmord begehen wollte, würde er es tun, ohne eine Nachricht zu hinterlassen, aber nicht, ohne vorher seine Angelegenheiten zu regeln. Wenn er im Zeugenstand geweint oder mit belegter Stimme und zögernd gesprochen hätte, selbst wenn er den auf Washington versessenen Staatsanwalt angeschrien hätte, ich glaube nicht, dass auf »lebenslänglich« erkannt worden wäre. Und selbst wenn ... 1954 hätte man ihn auf Bewährung entlassen. Aber er erzählte seine Geschichte, als hätte er sie vorher auf Band gesprochen. Er schien den Geschworenen zu sagen: Das war's. Glaubt es, oder lasst es bleiben. Sie ließen es bleiben.

Er sagte, er sei an jenem Abend betrunken gewesen, wie seit dem 24. August fast jeden Tag, und dass er keinen Alkohol vertrüge. Schon das hätte kaum eine Jury geschluckt. Sie konnten sich einfach nicht vorstellen, dass dieser kühle und beherrschte junge Mann im eleganten Zweireiher sich wegen der läppischen Affäre seiner Frau mit einem Golfprofi aus der Provinz sinnlos besaufen würde. Ich aber konnte es mir vorstellen, denn ich hatte, im Gegensatz zu den sechs Männern und sechs Frauen von der Jury, Gelegenheit gehabt, Andy zu beobachten.

Solange ich Andy Dufresne kannte, trank er nur viermal im Jahr. Jedes Jahr trafen wir uns etwa eine Woche vor seinem Geburtstag im Hof und dann wieder ungefähr zwei Wochen vor Weihnachten. Für jede dieser Gelegenheiten

bestellte er eine Flasche Jack Daniel's. Er kaufte sie, wie alle Sträflinge ihren Schnaps kauften – er nahm den Hungerlohn, den man ihm hier zahlte, und legte von seinem eigenen Geld dazu. Bis 1965 gab es zehn Cent die Stunde. Dann wurde der Lohn auf fünfundzwanzig angehoben. Meine Provision betrug immer und beträgt heute noch zehn Prozent, und wenn man die hinzurechnet, kann man ermessen, wie lange Andy Dufresne in der Gefängniswäscherei schwitzen musste, um sich viermal im Jahr seinen Black Jack zu leisten.

Am Morgen seines Geburtstages, am 20. September, nahm er einen guten Schluck und dann noch einen, nachdem abends die Lichter ausgeschaltet waren. Am nächsten Tag gab er mir die Flasche, und ich verteilte den Rest. Am Weihnachtsabend und zu Silvester gönnte er sich ebenfalls einen Drink. Auch dann gab er mir die Flasche zurück, damit ich den Rest verteilen sollte. Vier Drinks im Jahr – und das ist das Verhalten eines Mannes, dem der Alkohol schwer zugesetzt hat.

Er erzählt den Geschworenen, dass er am Abend des zehnten so betrunken gewesen sei, dass er sich an die Ereignisse nur bruchstückhaft erinnern könne. Er hatte sich schon am Nachmittag volllaufen lassen – ich trank mir mit einer doppelten Dosis Mut an, waren seine Worte –, bevor er Linda hinterherfuhr.

Nachdem sie gegangen war, um sich mit Quentin zu treffen, beschloss er, die beiden zur Rede zu stellen. Das wusste er noch. Auf dem Weg zu Quentins Bungalow fuhr er beim Country Club vor, um noch ein paar zu trinken. Er könne sich nicht daran erinnern, sagte er, dem Mann an der Bar erzählt zu haben, den Rest könne er in der Zeitung lesen. Er wisse nicht einmal, ob er überhaupt mit dem Mann gesprochen habe. Er erinnere sich daran, im Handy-Pik Bier gekauft zu haben, nicht aber an die Geschirrtücher. »Was sollte ich mit Geschirrtüchern anfangen?«, fragte er, und eine Zei-

tung berichtete, drei der Damen von der Jury seien bei diesen Worten entsetzt zusammengezuckt.

Später, viel später äußerte er mir gegenüber Vermutungen über den Angestellten, der das mit den Geschirrtüchern bezugt hatte, und ich sollte seine Worte vielleicht notieren. »Nehmen wir an, dass sie bei ihrer Suche nach Zeugen auf den Mann stoßen, der mir an dem Abend das Bier verkauft hat«, sagte Andy eines Tages auf dem Hof. »Bis dahin sind drei Tage vergangen. Die äußeren Umstände des Falles sind in allen Zeitungen berichtet worden. Vielleicht haben fünf oder sechs Kriminalbeamte und die Vertreter der Staatsanwaltschaft sich den Mann vorgenommen. Die Erinnerung ist eine sehr subjektive Sache, Red. Sie haben vielleicht gesagt: ›Könnte es nicht sein, dass er auch vier oder fünf Geschirrtücher gekauft hat?‹ Und von da aus haben sie dann weitergemacht. Wenn genügend Leute *wollen*, dass man sich an etwas erinnert, kann das sehr überzeugend sein.«

Darin stimmte ich ihm zu.

»Aber es gibt etwas noch Überzeugenderes«, fuhr Andy auf seine nachdenkliche Art fort. »Es ist immerhin möglich, dass er sich nur allzu gern überzeugen ließ. Er stand im Rampenlicht. Reporter befragten ihn, und sein Bild erschien in allen Zeitungen ... das Ganze natürlich gekrönt durch seinen großen Auftritt vor Gericht. Ich behaupte nicht, dass er absichtlich eine falsche Geschichte erzählt hat. Wahrscheinlich hätte er sogar einen Test mit dem Lügendetektor glänzend bestanden, oder er hätte beim Namen seiner Mutter geschworen, ich hätte die Geschirrtücher tatsächlich gekauft. Dennoch ... die Erinnerung ist eine *verdammt* subjektive Sache.

Eines steht fest: Mein Anwalt hielt zwar die Hälfte meiner Geschichte für erlogen, aber das mit den Geschirrtüchern hat er keine Sekunde geglaubt. Es war ganz offensichtlich, dass es nicht stimmen konnte. Ich war stinkbesoffen, viel zu

besoffen, als dass ich an das Geräusch der Schüsse gedacht hätte. Wenn ich der Täter gewesen wäre, hätte ich einfach losgeknallt.«

Andy fuhr zur Ausweichbucht und parkte dort. Er trank Bier und rauchte Zigaretten. Er sah ein einzelnes Licht im Obergeschoss angehen ... und fünfzehn Minuten später wieder ausgehen. Den Rest habe er sich denken können, sagte er.

»Mr. Dufresne«, donnerte sein Anwalt. »Sind Sie in Glenn Quintins Haus gegangen und haben die beiden umgebracht?«

»Nein, das habe ich nicht getan«, sagte Andy. Gegen Mitternacht sei er wieder etwas nüchterner gewesen, sagte er. Gleichzeitig habe sich ein schrecklicher Kater angekündigt. Er habe beschlossen, nach Hause zu fahren und am nächsten Tag in Ruhe über alles nachzudenken. »Auf dem Heimweg habe ich mir überlegt, dass eine Scheidung in Reno wahrscheinlich das Beste wäre.«

»Danke, Mr. Dufresne.«

Der Staatsanwalt trat in Aktion.

»Sie haben sich nach der schnellsten Methode scheiden lassen, die Ihnen einfiel, nicht wahr? Sie haben sich mithilfe eines in Geschirrtücher eingewickelten Revolvers, Kaliber .38, scheiden lassen, nicht wahr?«

»Nein, Sir, das habe ich nicht getan«, sagte Andy ruhig.

»Und dann haben Sie den Geliebten Ihrer Frau erschossen.«

»Nein, Sir.«

»Sie meinen, Sie haben Quentin zuerst erschossen?«

»Ich meine, dass ich keinen von beiden erschossen habe. Ich habe zwei Dosen Bier getrunken und die Zigaretten geraucht, die die Polizei an der Ausweichbucht gefunden hat. Dann bin ich nach Hause gefahren und ins Bett gegangen.«

»Sie haben den Geschworenen gesagt, dass Sie zwischen dem 24. August und dem 10. September an Selbstmord gedacht hätten.«

»Ja, Sir.«

»So ernsthaft, dass Sie sich einen Revolver kauften.«

»Ja.«

»Würde es Sie sehr stören, Mr. Dufresne, wenn ich Ihnen sagte, dass Sie mir nicht der Typ zu sein scheinen, der Selbstmord begeht?«

»Nein«, sagte Andy. »Aber Sie machen nicht den Eindruck eines sehr einfühlsamen Mannes, und *wenn* ich Selbstmordgedanken hätte, würde ich mich mit meinem Problem wahrscheinlich nicht ausgerechnet an Sie wenden.«

Unter den Zuschauern entstand unterdrückte Heiterkeit, aber bei der Jury gewann er keine Punkte.

»Hatten Sie am Abend des 10. Septembers Ihren .38er bei sich?«

»Nein; wie ich bereits aussagte ...«

»O ja!« Der Staatsanwalt lächelte sarkastisch. »Sie haben ihn in den Fluss geworfen. In den Royal River. Am Nachmittag des 9. Septembers.«

»Ja, Sir.«

»Das kam aber sehr gelegen, nicht wahr?«

»Es kam weder gelegen noch ungelegen. Es ist nur die Wahrheit.«

»Ich nehme an, Sie haben Lieutenant Minchers Aussage gehört?« Mincher hatte die Männer befehligt, die in der Nähe der Pond Road Bridge den Grund des Royal abgesucht hatten. Von dieser Brücke wollte Andy die Waffe in den Fluss geworfen haben. Die Polizei hatte sie nicht gefunden.

»Ja, Sir. Die habe ich gehört.«

»Dann wissen Sie auch, dass die Leute trotz dreitägiger Suche keine Waffe gefunden haben. Auch das kam Ihnen sehr gelegen, nicht wahr?«

»Gelegen oder nicht, es ist eine Tatsache, dass die Waffe nicht gefunden wurde«, erwiderte Andy ruhig. »Aber ich möchte Sie und die Jury darauf hinweisen, dass der Royal

River in der Nähe der Pond Road Bridge in die Bucht von Yarmouth fließt. Die Strömung ist dort sehr stark und kann die Waffe in die Bucht hinausgetragen haben.«

»Und jetzt können die Spuren an den Geschossen aus den blutigen Leichen Ihrer Frau und Mr. Glenn Quentin nicht mehr mit den Zügen im Lauf Ihrer Waffe verglichen werden. Das stimmt doch, Mr. Dufresne?«

»Ja.«

»Auch das kommt Ihnen sehr gelegen, nicht wahr?«

Bei diesen Worten zeigte Andy eine der wenigen Gefühlsregungen, die er sich während der ganzen sechs Prozesswochen gestattete, wie die Zeitungen schrieben. Ein leises bitteres Lächeln lief über sein Gesicht.

»Da ich an diesem Verbrechen unschuldig bin, Sir, und da ich die Wahrheit sage, wenn ich Ihnen erzähle, dass ich die Waffe einen Tag bevor sich das Verbrechen ereignete, in den Fluss warf, kommt es mir entschieden ungelegen, dass sie nicht gefunden wurde.«

Der Staatsanwalt hämmerte zwei Tage lang auf ihn ein. Er verlas noch einmal die Aussage des Angestellten von Handy-Pik. Andy wiederholte, dass er sich nicht erinnern könne, die Geschirrtücher gekauft zu haben. Aber er musste zugeben, dass er sich auch nicht erinnern konnte, sie *nicht* gekauft zu haben.

Ob es wohl stimme, dass Andy und Linda Dufresne 1947 gemeinsam eine Lebensversicherung abgeschlossen hätten? Ja, das stimmte. Stimme es etwa nicht, dass Andy im Falle eines Freispruchs fünfzigtausend Dollar kassieren würde? Es stimmte. Und stimme es nicht, dass er mit Mordgedanken zu Glenn Quentins Haus gefahren sei, und stimme es nicht auch, dass er tatsächlich einen Doppelmord begangen habe? Nein, das stimmte nicht. Was, glaube er, sei dann geschehen, da keine Anzeichen eines Raubes vorlägen?

»Ich habe keine Ahnung, Sir«, sagte Andy ruhig.

Um ein Uhr an einem verschneiten Mittwochnachmittag ging der Fall an die Jury. Die sechs Männer und die sechs Frauen von der Jury waren um halb vier wieder im Saal. Der Gerichtsdienersagte, sie wären früher zurückgekommen, wenn sie nicht auf Staatskosten noch rasch ein schönes Brathuhn aus dem Restaurant Bentley's gegessen hätten. Sie erkannten auf schuldig, und bei Gott, wenn es in Maine die Todesstrafe gegeben hätte, wäre ihm der Tanz auf dem heißen Stuhl sicher gewesen, bevor noch die ersten Krokusse die Köpfe aus der Erde steckten.

Der Staatsanwalt hatte ihn gefragt, was denn nach seiner Ansicht geschehen sei, und Andy hatte auf eine Antwort verzichtet – aber er hatte sehr wohl seine Vorstellungen, und die erzählte er mir eines Abends im Jahre 1955. Wir hatten volle sieben Jahre gebraucht, um von flüchtigen Bekannten zu recht guten Freunden zu werden. Eng befreundet aber waren wir erst seit etwa 1960, und ich war wahrscheinlich der Einzige, der ihm überhaupt nahestand. Da wir beide eine lebenslängliche Strafe zu verbüßen hatten, waren wir von Anfang bis Ende im selben Zellentrakt, wenn meine Zelle auch im Korridor ein gutes Stück von seiner entfernt lag.

»Ob ich weiß, was geschehen ist?« Er lachte, aber in seinem Lachen lag nicht der geringste Humor. »An jenem Abend gab es eine solche Verkettung von ungünstigen Umständen, wie sie in so kurzer Zeit wohl nie wieder eintreten wird. Ich glaube, es war irgendein durchreisender Fremder. Vielleicht jemand, der unten auf der Straße eine Reifenpanne hatte, nachdem ich nach Hause gefahren war. Vielleicht ein Psychopath. Er hat sie getötet, das ist alles. Und ich sitze hier.«

So einfach ist es. Und er wurde dazu verurteilt, den Rest seines Lebens in Shawshank zu verbringen – oder jedenfalls den Teil, auf den es ankam. Fünf Jahre später fingen für ihn

die Anhörungen vor dem Begnadigungsausschuss an, aber mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks wurden seine Anträge abgelehnt, obwohl er ein Musterhäftling war. Einen Pass zum Verlassen Shawshanks zu bekommen, wenn der Einlieferungsschein mit *Mord* gestempelt ist, dauert so lange, wie ein Fluss braucht, sich durch Fels zu fressen. Der Ausschuss ist mit sieben Männern besetzt, zwei mehr als bei den meisten anderen Staatsgefängnissen, und die Ärsche aller sieben sind so hart wie Wasser aus einer Mineralquelle. Da hilft kein Schmeicheln und kein Weinen, und kaufen kann man die Kerle auch nicht. In Andys Fall gab es noch besondere Gründe, aber von denen wird später die Rede sein.

Es gab einen Sträfling, der wegen guter Führung gewisse Vorrechte genoss. Der Mann hieß Kendricks und hatte mir in den Fünfzigerjahren ziemlich viel Geld geschuldet. Er brauchte vier Jahre, um es zurückzuzahlen. Als Zinsen forderte ich Informationen – in meiner Branche ist man erledigt, wenn man keine Möglichkeiten findet, verschiedene Dinge in Erfahrung zu bringen. Dieser Kendricks hatte zum Beispiel Zugang zu Akten, die ich selbst nie zu Gesicht bekommen würde, denn ich bediente eine Stanze unten in der verdammten Nummernschilderfabrikation.

Kendricks berichtete, der Ausschuss habe 1957 7:0 gegen Andy Dufresnes gestimmt, 1958 6:1, 1959 wieder 7:0 und 1960 5:2. Danach weiß ich die Zahlen nicht mehr, aber ich weiß, dass er sechzehn Jahre später immer noch im Zellen-trakt V in Zelle 14 saß. Zu der Zeit, 1975, war er sieben-undfünfzig. Wahrscheinlich hätten sie ihn großzügigerweise 1983 rausgelassen. Sie geben einem »lebenslänglich«, und das ist das Leben, das sie einem nehmen – jedenfalls den Teil, der zählt. Vielleicht lassen sie einen irgendwann raus, aber ... Ich kannte einen Mann, Sherwood Bolton hieß er, und der hatte eine Taube in der Zelle. Von 1945 bis 1953, als sie ihn rausließen, hatte er diese Taube. Er war kein Vo-

gelmann von Alcatraz; er hatte nur diese Taube. Er nannte sie Jake. Er ließ sie einen Tag vor seiner Entlassung fliegen, und gesund und munter flog Jake davon. Aber ungefähr eine Woche nachdem Sherwood Bolton unsere glückliche kleine Familie verlassen hatte, rief ein Freund mich in die Westecke des Hofes, wo Sherwood sich oft aufgehalten hatte. Wie ein sehr kleiner Haufen dreckiger Bettwäsche lag dort ein Vogel. Er sah verhungert aus. Mein Freund sagte: »Ist das nicht Jake, Red?« Es war Jake. Die Taube war so tot wie ein Haufen Scheiße.

Ich erinnere mich an das erste Mal, als Andy Dufresne etwas von mir wollte. Ich erinnere mich, als ob es gestern gewesen wäre. An diesem Tag wollte er allerdings nicht Rita Hayworth haben. Das kam später. An diesem Tag im Sommer 1948 bat er mich um etwas anderes.

Die meisten meiner Geschäfte wickle ich auf dem Hof ab. Auch dieses. Unser Hof ist groß, viel größer als die meisten anderen. Er ist genau quadratisch mit einer Seitenlänge von achtzig Metern. Die Nordseite bildet die äußere Wand, die an jedem Ende einen Wachturm hat. Die Wachen dort oben sind mit Ferngläsern und Schrotflinten ausgerüstet. An der Nordseite liegt auch das Haupttor. Die Rampen für das Be- und Entladen der Lastwagen liegen an der Südseite. Es gibt insgesamt fünf. Während der Arbeitswoche ist in Shawshank viel Betrieb. Ständig wird etwas abgeholt oder angeliefert. Wir haben die Nummernschilderfabrikation und eine große, industriell betriebene Wäscherei, die die Nasswäsche für das Gefängnis, für das Kitty Receiving Hospital und für das Eliot-Pflegeheim macht. Es gibt auch eine große Autoreparaturwerkstatt, wo die Autoschlosser unter den Insassen staatliche und städtische Fahrzeuge und die Gefängniswagen reparieren – von den Privatwagen der Arschlöcher von Verwaltungsbeamten ganz zu schweigen ... und gelegentlich

schicken auch die Mitglieder des Begnadigungsausschusses ihre Fahrzeuge.

Die Ostseite besteht aus einer dicken Mauer mit winzigen schmalen Fenstern. Jenseits dieser Mauer liegt der Zellentrakt V. An der Westseite liegen Verwaltung und Krankenstation. Shawshank war nie so überfüllt wie die meisten anderen Gefängnisse, und damals im Jahre 1948 war es nur bis zu zwei Dritteln seiner Kapazität belegt. Gelegentlich hielten sich zwischen achtzig und hundertzwanzig Sträflinge auf dem Hof auf – sie bolzten mit Fußbällen, würfelten, stritten sich und machten ihre kleinen Tauschgeschäfte. An Sonntagen war es noch voller. Dann hätte es auf dem Hof ausgesehen wie bei einer Landpartie ... wenn Frauen dabei gewesen wären. Andy sprach mich zum ersten Mal an einem Sonntag an. Ich hatte mich gerade mit Elmore Armitage, der mir gelegentlich gefällig war, über ein Radio unterhalten, als Andy auf uns zukam. Ich wusste natürlich, wer er war; er galt als Snob, weil er sich immer sehr distanziert gab. Einige Leute sagten, dass er sich dadurch Ärger einhandeln würde. Einer der Leute, die das sagten, war Bogs Diamond, ein übler Kerl, wenn man ihn gegen sich hatte. Andy hatte keinen Ansprechpartner, und ich hatte gehört, dass er es sich nicht anders wünschte, wenn auch die Einmannzellen im Trakt V wenig größer als Säрге waren. Aber mich interessieren keine Gerüchte über einen Mann, wenn ich mir selbst ein Bild machen kann.

»Hallo«, sagte er. »Ich bin Andy Dufresne.« Wir gaben uns die Hand. Er verschwendete seine Zeit nicht auf Höflichkeiten, sondern kam gleich zur Sache. »Ich habe gehört, dass du das eine oder andere besorgen kannst.«

Ich bestätigte, dass ich hin und wieder gewisse Dinge beschaffen könne.

»Wie machst du das?«, fragte Andy.

»Manchmal bekomme ich die Dinge einfach irgendwie in

die Hände«, sagte ich. »Ich kann es nicht erklären. Außer es passiert, weil ich Ire bin.«

Er lächelte ein wenig. »Ich wüsste gern, ob du mir einen Gesteinshammer besorgen kannst.«

»Was ist das, und warum willst du einen haben?«

Andy schien erstaunt zu sein. »Gehört es zu deinem Geschäft, dass du die Motive erfährst?« Diese Worte erklärten, warum er als Snob galt, als Mann, der sich gern wichtig machte – aber ich erkannte den leisen Humor, der in seiner Frage lag.

»Hör zu«, sagte ich. »Wenn es um eine Zahnbürste ginge, würde ich keine Fragen stellen. Ich würde einfach einen Preis nennen. Eine Zahnbürste ist schließlich keine tödliche Waffe.«

»Der Gedanke an tödliche Waffen geht dir wohl an die Nieren?«

»So ist es.«

Ein alter, geflickter Baseball flog auf uns zu. Katzenschnell drehte sich Andy um und holte den Ball aus der Luft. Auf eine solche Reaktion wäre jeder Profi stolz gewesen. Andy schickte den Ball dorthin zurück, woher er gekommen war. Es war nur eine rasche, scheinbar mühelose Bewegung aus dem Handgelenk, aber hinter dem Wurf saß dennoch einige Wucht. Ich sah, dass einige Männer uns aus den Augenwinkeln beobachteten. Die Wachen im Turm beobachteten uns wahrscheinlich ebenfalls. In jedem Gefängnis gibt es Leute von einigem Gewicht, in einem kleinen vielleicht vier oder fünf, in einem großen möglicherweise zwei oder drei Dutzend. In Shawshank gehörte ich zu diesen Leuten, und was ich von Andy Dufresne hielt, konnte mitentscheidend dafür sein, wie er seine Zeit hier verbrachte. Das wusste er wahrscheinlich selbst, aber er machte vor mir keinen Kotau, und das imponierte mir.

»Gut«, sagte er. »Ich will dir sagen, was es ist und warum

ich das Ding haben will. Ein Gesteinshammer sieht aus wie eine Miniaturspitzhacke – ungefähr so groß.« Er deutete mit den Händen eine Länge von etwa dreißig Zentimetern an, und dabei bemerkte ich zum ersten Mal, was für gepflegte Fingernägel er hatte. »Er hat an der einen Seite eine Spitze, an der anderen einen stumpfen Hammerkopf. Ich brauche ihn, weil ich mich für Mineralien interessiere.«

»Mineralien«, sagte ich.

»Setz dich doch einen Augenblick«, sagte er.

Ich tat ihm den Gefallen. Wir hockten uns auf den Boden wie die Indianer.

Andy nahm eine Handvoll Sand vom Hof und siebte ihn mit seinen gepflegten Händen, dass eine feine Staubwolke entstand. Kleine Steinchen blieben übrig, von denen zwei glitzerten, während die anderen stumpf waren. Aber sie blieben es nicht, wenn man sie abrieb. Dann nahmen sie einen hübschen milchigen Glanz an. Es war Quarz. Andy warf mir ein Steinchen zu. Ich fing es und nannte die Bezeichnung.

»Richtig, es ist Quarz«, sagte Andy. »Und hier ist Glimmer. Schiefer. Zerriebener Granit. Dies ist ein Stück Kalkstein.« Er warf die Steine weg und säuberte sich die Hände. »Ich bin Amateurmineraloge. Wenigstens ... *war* ich Amateurmineraloge. In meinem früheren Leben. Ich möchte mich gern wieder damit beschäftigen, wenn auch in begrenztem Ausmaß.«

»Sonntägliche Expeditionen auf dem Hof?«, fragte ich und stand auf. Der Gedanke war lächerlich, und doch ... der Anblick dieses kleinen Quarzstücks hatte mir einen Stich ins Herz gegeben. Wahrscheinlich nur eine Assoziation zur Welt draußen. An diese Dinge dachte man nicht im Zusammenhang mit einem Gefängnishof. Quarz fand man in einem kleinen, schnell fließenden Strom.

»Besser sonntägliche Expeditionen hier als gar keine«, sagte er.

»Du könntest mit einem Gegenstand wie einem Gesteinshammer jemand den Schädel einschlagen«, bemerkte ich.

»Ich habe hier keine Feinde«, sagte er ruhig.

»Nein?« Ich lächelte. »Wart's nur ab.«

»Wenn es Ärger gibt, werde ich auch ohne Hammer damit fertig.«

»Vielleicht willst du versuchen auszubrechen? Unter der Wand durch? Aber falls du ...«

Er lachte höflich. Als ich drei Wochen später den Gesteinshammer sah, wusste ich, warum.

»Weißt du, wenn jemand dich damit sieht, bist du ihn los«, sagte ich. »Wenn jemand einen Löffel bei dir findet, bist du den auch los. Was willst du also tun? Dich hier auf den Hof setzen und loshämmern?«

»Oh, ich werde es schon geschickter anstellen.«

Ich nickte. Dieser Teil der Angelegenheit ging mich nichts an. Ein Mann bittet mich, ihm etwas zu besorgen. Ob er es behalten kann, ist seine Sache.

»Was kann so ein Ding kosten?«, fragte ich. Seine ruhige und unterkühlte Art begann mir zu gefallen. Wenn man zehn Jahre im Knast verbracht hat wie ich damals, ist man die Schreihäse und Aufschneider und Krakeeler herzlich leid. Man kann schon sagen, dass ich Andy von Anfang an mochte.

»Acht Dollar in einem Mineraliengeschäft«, sagte er. »Ich bin mir natürlich klar darüber, dass du auf die Kosten etwas aufschlägst.«

»Mein Satz ist Kosten plus zehn Prozent, aber bei einem gefährlichen Gegenstand verlange ich einen Zuschlag. Für so etwas wie dein kleines Werkzeug muss man ein wenig besser schmieren, damit sich die Räder drehen. Sagen wir zehn Dollar.«

»Mit zehn Dollar bin ich einverstanden.«

Ich sah ihn an und lächelte. »*Hast* du denn zehn Dollar?«

»Ich habe«, sagte er nur.

Viel später stellte ich fest, dass er mehr als fünfhundert hatte. Er hatte das Geld mit hereingebracht. Wenn man in dieses Hotel eingeliefert wird, sagt einer der Hotelpagen, dass du dich bücken sollst, und dann inspiziert er deinen Arsch – aber da ist reichlich Platz, und ein wirklich entschlossener Mann kann einen ziemlich großen Gegenstand ziemlich weit reinschieben – weit genug, dass er nicht mehr zu sehen ist, wenn der Page, an den man gerät, sich nicht einen Gummihandschuh anzieht und ein wenig tiefer schürft.

»Das ist in Ordnung«, sagte ich. »Du musst aber wissen, was ich von dir erwarte, wenn du erwischt wirst.«

»Das muss ich wohl«, sagte er, und ich merkte an der leichten Veränderung in seinen grauen Augen, dass er genau wusste, was ich sagen wollte. Ganz leicht hellten sie sich auf, und ich erkannte in ihnen einen Schimmer seines speziellen ironischen Humors.

»Wenn sie dich erwischen, wirst du sagen, dass du das Ding gefunden hast. Das wär's schon ungefähr. Sie werden dich für drei oder vier Wochen in die Isolierzelle stecken ... natürlich bist du auch dein Spielzeug los, und außerdem kommt es in deine Akte. Wenn du meinen Namen nennst, werden wir nie wieder ein Geschäft machen. Auch nicht wenn es um ein paar Schnürsenkel oder ein Paket Tabak geht. Und ich werde ein paar Jungs schicken, die dich zusammenschlagen. Ich hasse Gewalttätigkeiten, aber du musst dich in meine Lage hineinversetzen. Wenn es sich hier rumspricht, dass ich meine Angelegenheiten nicht im Griff habe, bin ich erledigt.«

»Das kann ich mir vorstellen. Ich habe kapiert. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Ich mache mir nie Sorgen«, sagte ich. »Dafür gibt es in einem solchen Laden keine Prozente.«

Er nickte und ging weg. Drei Tage später trat er wäh-

rend der Frühstückspause der Wäscherei auf dem Hof neben mich. Er sagte weder etwas, noch sah er mich überhaupt an, aber er drückte mir so rasch einen Zehndollarschein in die Hand, wie ein Illusionist einen Kartentrick vorführte. Er war ein Mensch, der sich schnell auf jede Situation einstellen konnte. Ich besorgte ihm seinen Gesteinshammer. Ich bewahrte ihn eine Nacht lang in meiner Zelle auf, und er sah genau so aus, wie er ihn beschrieben hatte. Für einen Fluchtversuch war das Werkzeug nicht geeignet (ein Mann hätte ungefähr sechshundert Jahre gebraucht, um damit die Wand zu untertunneln, wie ich meinte), aber ich hatte immer noch ein ungutes Gefühl. Wenn man einem Menschen diese Spitzhacke in den Kopf schlug, würde der ganz bestimmt nie mehr Radio hören. Und Andy hatte schon Ärger mit den Schwestern. Ich konnte nur hoffen, dass es nicht sie waren, für die er den Hammer brauchte.

Aber am Ende verließ ich mich auf mein Urteil. Am nächsten Morgen, zwanzig Minuten bevor die Wecksirene losheulte, gab ich den Hammer mit einer Packung Camel an Ernie weiter, den alten wegen guter Führung Privilegierten, der im Zellentrakt fünf die Korridore fegte, bis er 1956 entlassen wurde. Wortlos ließ ich beides in seinen Kittel gleiten, und dann sah ich den Gesteinshammer neunzehn Jahre lang nicht wieder. Nach dieser Zeit war er so abgenutzt, dass er kaum noch wiederzuerkennen war.

Am nächsten Sonntag traf ich Andy wieder auf dem Hof. Er sah an dem Tag nicht besonders gut aus, das können Sie mir glauben. Seine Unterlippe war so dick angeschwollen, dass sie aussah wie eine Dauerwurst, sein rechtes Auge war halb geschlossen, und über seine Wange lief ein hässlicher Riss. Er hatte Schwierigkeiten mit den Schwestern, aber er erwähnte sie nie. »Danke für das Werkzeug«, sagte er und ging davon.

Neugierig beobachtete ich ihn. Er ging ein paar Schritte,

sah etwas im Sand, bückte sich und sammelte es auf. Es war ein kleiner Stein. Abgesehen von denen der Schlosser, haben unsere Arbeitsanzüge keine Taschen. Aber es gibt Möglichkeiten, diesen Mangel auszugleichen. Der Stein verschwand in Andys Ärmel und blieb da. Ich staunte ... und ich bewunderte ihn. Trotz seiner Probleme lebte er sein Leben weiter. Es gibt Tausende, die das nicht tun oder nicht wollen oder nicht können, und viele von ihnen sind nicht einmal im Gefängnis. Und ich bemerkte, dass sein Gesicht zwar so aussah, als wäre ein Tornado darüber hinweggegangen, dass seine Hände aber immer noch sauber, die Nägel gepflegt waren.

Während der nächsten sechs Monate sah ich ihn nicht sehr oft. Andy verbrachte einen großen Teil dieser Zeit in der Isolierzelle.

Ein paar Worte über die Schwestern.

In vielen Anstalten nennt man sie Bullenschwule oder Knastsusies – in jüngster Zeit ist die Bezeichnung »Mörderköniginnen« in Mode gekommen. Aber in Shawshank hießen sie immer die Schwestern. Ich weiß nicht, warum, aber abgesehen vom Namen gab es wohl keinen Unterschied.

Es wird die meisten nicht überraschen, dass innerhalb der Mauern schwule Aktivitäten an der Tagesordnung sind. Überrascht sind vielleicht nur diejenigen Neuen, die das Pech haben, jung, schlank, hübsch und vertrauensselig zu sein. Aber wie Heterosex tritt auch Homosexualität in hundert verschiedenen Formen auf. Es gibt Männer, die es nicht ertragen, ohne irgendeine Art von Sex zu leben, und bevor sie verrückt werden, wenden sie sich an einen anderen Mann. Was folgt, ist gewöhnlich ein Arrangement zwischen zwei im Grunde heterosexuellen Männern, obwohl ich mich manchmal gefragt habe, ob sie wirklich noch so heterosexuell waren, wie sie gern sein wollten, wenn sie erst wieder bei ihren Frauen oder Freundinnen waren.

Es gibt auch Männer, die im Gefängnis »umgedreht« werden. In der gängigen Ausdrucksweise heißt es, sie »werden schwul« oder »sie kommen aus dem Schrank«. Meistens (aber nicht immer) spielen sie die Frau, und um ihre Gunst wird heftig geworben.

Und dann gibt es die Schwestern.

Sie sind für die Gefängnisgesellschaft das, was für die Gesellschaft draußen die Vergewaltigten sind. Es sind gewöhnlich Langjährige, die wegen brutaler Verbrechen verurteilt wurden. Ihre Beute sind die Jungen, die Schwachen und die Unerfahrenen ... oder, wie in Andy Dufresnes Fall, diejenigen, die schwach wirken. Ihre Jagdgründe sind die Duschens, die verstopften tunnelähnlichen Gänge hinter den industriellen Waschanlagen in der Wäscherei und manchmal die Krankenstation. Mehr als einmal wurde im Auditorium in der schrankgroßen Box mit dem Projektionsgerät jemand vergewaltigt. Meistens hätten die Schwestern auch freiwillig bekommen, was sie sich mit Gewalt nahmen, denn diejenigen, die »umgedreht« wurden, scheinen immer eine Vorliebe für die eine oder andere Schwester zu haben, wie junge Mädchen ihre Sinatras, Presleys und Redfords anhimmeln. Aber für die Schwestern liegt das Vergnügen gerade darin, es sich mit Gewalt zu nehmen ... und ich denke, das wird immer so bleiben.

Wegen seiner schmächtigen Gestalt und seines recht guten Aussehens (und vielleicht auch wegen seiner Selbstbeherrschung, die ich an ihm so bewunderte) waren die Schwestern seit seiner Einlieferung hinter Andy her gewesen. Wenn dies ein Märchen wäre, würde ich erzählen, dass Andy sich erfolgreich wehrte, bis sie ihn in Ruhe ließen. Ich wünschte, ich könnte das sagen, aber ich kann es nicht. Das Gefängnis ist keine Märchenwelt.

Keine drei Tage nachdem er sich unserer glücklichen Shawshank-Familie angeschlossen hatte, erlebte Andy die

erste Belästigung. Es war in der Dusche, und, soweit ich weiß, ging es mit ein wenig Fummeln und Kitzeln ab. Sie versuchen, ihr Opfer einzuschätzen, bevor sie Ernst machen, so wie Schakale zuerst prüfen, ob ihre Beute wirklich so schwach und lahm ist, wie sie aussieht.

Andy schlug zurück und verpasste einer kräftigen und brutalen Schwester namens Bogs Diamond – der seit Jahren weg ist, wer weiß, wohin – eine blutige Lippe. Ein Aufseher trat dazwischen, bevor etwas passieren konnte, aber Bogs versprach, es ihm heimzuzahlen – und Bogs hielt Wort.

Beim zweiten Mal war es hinter den Waschanlagen in der Wäscherei. In diesem langen, staubigen und schmalen Gang ist über die Jahre eine Menge passiert. Die Aufseher wissen es, aber sie lassen es auf sich beruhen. Es ist dort dunkel und vollgestopft mit Wäschesäcken und Bleichmitteln, großen Trommeln mit Hexlite-Katalysator, harmlos wie Salz, wenn man trockene Hände hat, aber mörderisch wie Batteriesäure, wenn das Zeug nass ist. Die Wachen gehen nicht gern in diesen Gang. Dort gibt es keinen Manövrierraum, und das Erste, was man ihnen beibringt, wenn sie in einem Schuppen wie diesem arbeiten wollen, ist, sich von den Sträflingen nie in die Enge treiben zu lassen.

Bogs war an dem Tag nicht da, aber Henley Backus, der seit 1922 Wäschereivorarbeiter gewesen war, erzählte mir, dass vier seiner Freunde da gewesen seien. Eine Weile hielt Andy sie mit einer Schaufel voll Hexlite in Schach. Er drohte, es ihnen in die Augen zu werfen, wenn sie auch nur ein Stück näher kämen, aber er stolperte, als er versuchte, sich hinter eine der großen Waschmaschinen mit vier Trommeln zurückzuziehen. Das reichte. Sie hatten ihn.

Ich denke, der Ausdruck gemeinschaftliche Vergewaltigung ändert sich in seiner Bedeutung von einer Generation zur anderen nicht sehr. Und das taten diese vier Schwestern mit Andy. Er musste sich über einen Getriebekasten bücken,

und einer hielt ihm einen Phillips-Schraubenzieher an die Schläfe, während die anderen ihn bearbeiteten. Es reißt einen ein bisschen auf, aber es ist nicht so schlimm. Ob ich aus eigener Erfahrung spreche, fragen Sie? Ich wollte, das wäre nicht der Fall. Man blutet eine Weile. Wenn man nicht will, dass irgendein Witzbold einen fragt, ob man gerade seine Tage hat, knüllt man Toilettenpapier zusammen und stopft es sich dahin, bis es aufhört. Es blutet tatsächlich wie bei einer Menstruation; es ist ein langsames Tröpfeln und hält zwei, vielleicht drei Tage an. Dann hört es auf. Weiter passiert nichts, wenn sie nichts Schlimmeres mit einem gemacht haben. Es entsteht kein *physischer* Schaden – aber eine Vergewaltigung ist eine Vergewaltigung, und irgendwann muss man sich vor dem Spiegel wieder ins Gesicht sehen und sich fragen, was aus einem geworden ist.

Andy stand das alles allein durch, wie er in jenen Tagen überhaupt alles allein durchstand. Er musste zu dem Schluss gekommen sein, zu dem andere vor ihm schon gekommen waren: den Schwestern gegenüber hat man nur zwei Möglichkeiten, nämlich sich mit ihnen prügeln und dann stillhalten oder gleich stillhalten.

Er entschloss sich zur Gegenwehr. Als Bogs und zwei seiner Kumpel ihn etwa eine Woche nach dem Zwischenfall in der Wäscherei stellten («Ich habe gehört, du bist zugeritten worden«, sagte Bogs laut Ernie, der Zeuge war), boxte Andy es mit ihnen aus. Er brach einem Burschen namens Rooster MacBride das Nasenbein. Dieser MacBride war ein schwergewichtiger Farmer, der einsaß, weil er seine Stieftochter zu Tode geprügelt hatte. Ich kann mit Vergnügen mitteilen, dass Rooster hier im Knast gestorben ist.

Sie vergewaltigten ihn alle drei. Als das erledigt war, zwangen Rooster und der andere Scheißkerl – es kann Pete Verness gewesen sein, aber das weiß ich nicht mehr genau – Andy in die Knie. Bogs Diamond trat vor ihn hin. Er hatte damals

ein Rasiermesser mit Perlmuttergriff, auf dessen Schneide die Worte *Diamond Pearl* eingraviert waren. Er klappte es auf und sagte: »Ich mach mir jetzt die Hose auf, Mister, und du wirst alles schlucken, was ich dir zu schlucken gebe. Und wenn du meins geschluckt hast, dann schluckst du Roosters. Du hast ihm das Nasenbein gebrochen, und das sollst du ihm bezahlen.«

Andy sagte: »Alles von dir, das du mir in den Mund steckst, wirst du verlieren.«

Bogs sah Andy an, als halte er ihn für verrückt, erzählte Ernie.

»Nein«, sagte Bogs zu Andy und sprach dabei ganz langsam, als wäre Andy ein zurückgebliebenes Kind. »Du hast mich nicht richtig verstanden. Wenn du das tust, stoße ich dir acht Zoll von diesem Stahl ins Ohr. Kapiert?«

»Ich habe verstanden, was du gesagt hast, aber du hast *mich* nicht verstanden. Ich werde in alles beißen, was du mir in den Mund steckst. Du kannst mir wahrscheinlich dein Rasiermesser ins Gehirn stoßen, aber du solltest wissen, dass bei einer plötzlichen ernsthaften Hirnverletzung das Opfer gleichzeitig uriniert, kotet ... und zubeißt.«

Er schaute zu Bogs auf und lächelte wieder dieses leise Lächeln. Ernie sagte, es habe eher ausgesehen, als diskutierten die drei Aktienkurse. Man hätte denken mögen, Andy trüge einen eleganten Anzug mit Weste, wie ihn Banker tragen, anstatt mit runtergelassener Hose auf dem dreckigen Fußboden der Besenkammer zu knien, während das Blut ihm an den Innenseiten der Schenkel herabließ.

Dann fuhr er fort: »Tatsächlich soll der Beißreflex gelegentlich so stark sein, dass man die Kiefer des Opfers mit einem Brecheisen öffnen muss.«

Bogs hat Andy an jenem Abend Ende Februar 1948 nichts in den Mund gesteckt, und auch Rooster MacBride nicht. Soweit ich weiß, tat es auch sonst niemand. Was die drei al-

lerdings taten, war dies: Sie schlugen Andy halb tot, und alle drei gingen in die Isolierzelle, Andy und Rooster auf dem Umweg über die Krankenstation.

Wie viele Male sie Andy auf diese Weise behandelten? Ich weiß es nicht. Ich glaube, Rooster verlor schon sehr bald den Geschmack daran – ein Monat mit einer Nasenschiene kann einen Kerl schon dazu veranlassen –, und Bogs Diamond war in jenem Sommer ganz plötzlich verschwunden.

Es war seltsam. An einem Morgen Anfang Juni wurde Bogs, nachdem er zum Morgenappell nicht aufgetaucht war, übel zusammengeschlagen in seiner Zelle aufgefunden. Er wollte nicht sagen, wer es getan hatte oder auf welche Weise sie zu ihm gelangt waren, aber in meinem Gewerbe weiß ich, dass die Wärter fast alles tun, wenn man sie besticht. Einzige Ausnahme: Schusswaffen besorgen sie dir nicht. Sie haben damals nicht viel verdient, und das tun sie auch heute nicht. Und damals gab es keine elektronischen Sperren, keine Fernsehüberwachung, keine Hauptschalter, die ganze Trakte kontrollierten. Damals im Jahre 1948 hatte jeder Trakt seinen eigenen Schließer. Man konnte einen Wärter durch Bestechung ziemlich leicht dazu bringen, jemand oder mehrere Jemande in einen Trakt einzulassen und, ja, sogar in Diamonds Zelle.

Natürlich musste so etwas eine Menge Geld gekostet haben. Nicht nach Maßstäben, wie sie draußen gelten, das nicht. Aber im Knast gilt eine andere Ökonomie, da ist der Maßstab verkleinert. Da sieht eine Dollarnote aus wie zwanzig Dollar draußen. Ich vermute, dass, wenn Bogs aufgemischt wurde, jemand dafür ganz schönes Wechselgeld gezahlt haben muss – sagen wir mal fünfzehn Dollar für den Schließer und zwei oder drei für jeden der Schläger.

Ich behaupte nicht, dass Andy Dufresne es war, aber ich weiß, dass er fünfhundert Dollar hatte, als er reinkam, und er war draußen Banker gewesen – ein Mann, der besser

als wir anderen wusste, wie man mit Geld Macht erlangen kann. Und ich weiß auch: Nachdem Bogs Diamond zusammengeschlagen wurde – drei gebrochene Rippen, ein angeschwollenes Auge, der Rücken verstaucht und eine Hüfte ausgerenkt –, ließ er Andy in Ruhe. Er war nur noch wie ein leichtes Sommergewitter, harmlos und rasch vorbei. Man kann sogar sagen, dass er zu einer »schwachen Schwester« wurde.

So endete Bogs Diamond, ein Mann, der Andy vielleicht eines Tages umgebracht hätte, wenn Andy nicht Maßnahmen getroffen hätte, das zu verhindern (wenn Andy es *war*, der diese Maßnahme traf). Aber damit endete Andys Ärger mit den Schwestern nicht. Es gab eine kleine Pause, und dann fing es wieder an, aber es geschah nicht mehr so oft und auch nicht mehr so brutal. Schakale ziehen leichtere Beute vor, und es gab leichtere Beute als Andy Dufresne.

Er hörte nicht auf, sich zu wehren, das weiß ich noch. Wahrscheinlich wusste er, dass man es nicht ein einziges Mal ohne Widerstand geschehen lassen durfte, wollte man sie nicht geradezu einladen. Deshalb tauchte Andy immer mal wieder mit lädiertem Gesicht auf, und sechs oder acht Monate nachdem Diamond zusammengeschlagen wurde, hatte er zwei gebrochene Finger. O ja – und irgendwann Ende 1948 landete der Mann mit einem gebrochenen Jochbein in der Krankenstation. Wahrscheinlich hat jemand mit einem Rohr auf ihn eingedroschen. Jedenfalls schlug er immer zurück, und deshalb saß er damals oft in der Isolierzelle. Aber ich glaube, dass die Isolierzelle für Andy nicht so schlimm war wie für die meisten anderen. Andy konnte gut allein sein. Er musste die Schwestern in Kauf nehmen, und das tat er auch – und dann, 1950, war damit fast völlig Schluss. Aber auf diesen Teil meiner Geschichte komme ich noch zu sprechen.

Im Herbst 1948 traf ich Andy einmal morgens auf dem Hof, und er fragte mich, ob ich ihm vielleicht ein halbes Dutzend Gesteinstücher beschaffen könne.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte ich.

Er erklärte mir, dass sie unter Mineraliensammlern so genannt würden; es seien Poliertücher von der Größe eines Geschirrtuchs. Dicke Tücher mit einer glatten und einer rauen Seite – die glatte Seite wie feinkörniges Schmirgelleinen, die raue fast so grob wie Stahlwolle (von der Andy auch welche hatte, wenn ich sie ihm auch nicht besorgt hatte – wahrscheinlich hatte er sie in der Wäscherei geklaut).

Ich sagte ihm, dass ich sie besorgen könne, und ich bekam sie bei demselben Mineralienhändler, bei dem ich den Gesteinshammer hatte kaufen lassen. Diesmal zahlte Andy nur zehn Prozent Provision und keinen Penny mehr. In einem Dutzend Poliertücher dreißig mal dreißig Zentimeter konnte ich wirklich keine gefährlichen, geschweige denn tödlichen Waffen sehen. Gesteinstücher, dass ich nicht lache.

Etwa fünf Monate später fragte Andy mich, ob ich ihm Rita Hayworth besorgen könne. Dieses Gespräch fand während einer Filmvorführung im Gemeinschaftsraum statt. Heute gibt es solche Vorführungen ein- oder zweimal die Woche, aber damals nur einmal im Monat. Gewöhnlich vermittelten die Filme, die wir sehen durften, eine Botschaft, die uns moralisch aufrichten sollte. Bei *Das verlorene Wochenende* war es nicht anders. Hier lag die Moral darin, dass Saufen gefährlich war. In dieser Moral fanden wir einigen Trost.

Andy schaffte es irgendwie, sich neben mich zu setzen, und als der Film halb zu Ende war, beugte er sich zu mir herüber und fragte, ob ich ihm Rita Hayworth besorgen könne. Um ehrlich zu sein, ich war sehr erstaunt. Er war sonst immer so ruhig und beherrscht, aber an dem Abend war er so zappegig und verlegen, als hätte er etwas besonders Unanständ-

diges verlangt. Er war so aufgedreht, als würde er jeden Augenblick explodieren.

»Die kann ich besorgen«, sagte ich. »Und jetzt beruhige dich. Willst du die große oder die kleine?« Zu der Zeit war Rita meine Favoritin (ein paar Jahre früher war es Betty Grable gewesen). Es gab sie in zwei Größen. Für einen Dollar gab es die kleine, für zwei Dollar fünfzig die große Rita, ein Meter zwanzig und nichts als Frau.

»Die große«, sagte er und sah mich dabei nicht an. Ich sage Ihnen, an dem Abend war der Mann nicht wiederzuerkennen. Er wurde rot wie ein Junge, der mit dem Musterungsbescheid seines Bruders eine Porno-Show besuchen will. »Schaffst du das?«

»Keine Angst. Natürlich schaffe ich das. Scheißt ein Bär in den Wald?« Die Leute klatschten und pfften, als die riesige Wanze aus der Wand kroch, um Ray Milland zu erwischen, der gerade einen üblen Anfall von *Delirium tremens* hatte.

»Wann?«

»In einer Woche. Vielleicht schon eher.«

»Okay.« Ich merkte, dass er enttäuscht war. Hatte er gedacht, ich hätte so ein Ding in der Hose stecken? »Was kostet das?«

Ich nannte ihm den Großhandelspreis. Ich konnte es mir erlauben, ihm das Ding zum Selbstkostenpreis zu verkaufen; er war ein guter Kunde. Er hatte den Gesteinshammer und die Gesteinstücher gekauft. Außerdem hatte er sich vernünftig verhalten. Ich hatte schon gefürchtet, dass er irgendwann mit seinem Gesteinshammer jemand den Schädel einschlagen würde.

Poster machen einen großen Teil meines Geschäfts aus. Sie rangieren gleich hinter Schnaps und Zigaretten und noch vor Marihuana. In den Sechzigern explodierte das Geschäft geradezu. Viele wollten ihren Jimmy Hendrix, Bob Dylan oder dieses *Easy-Rider*-Poster an der Wand hängen haben.

Aber meistens sind es Girls, eine Pin-up-Königin nach der anderen.

Ein paar Tage nachdem Andy mit mir gesprochen hatte, brachte ein Wäschereifahrer, mit dem ich damals Geschäfte machte, über sechzig Poster, die meisten mit Rita Hayworth. Vielleicht erinnern Sie sich an das Bild; ich jedenfalls. Rita ist mit einem Badeanzug bekleidet – wenn man es bekleidet nennen kann – und hält eine Hand hinter den Kopf, die Augen halb geschlossen, den vollen roten Schmolmund geöffnet. Sie nannten es Rita Hayworth, aber sie hätten es genauso gut Geiles Weib nennen können.

Die Gefängnisverwaltung weiß von diesem Schwarzmarkt, falls Sie sich das gefragt haben. Natürlich weiß sie davon. Die Leute kennen meine Geschäfte wahrscheinlich genauso gut wie ich selbst. Sie dulden sie, weil sie wissen, dass ein Gefängnis wie ein großer Druckkessel ist, der ein Ventil braucht, durch das Dampf abgelassen werden kann. Sie greifen gelegentlich ein, und ich habe im Laufe der Jahre mehr als einmal in der Isolierzelle gegessen, aber wenn es um Dinge wie Poster geht, drücken sie ein Auge zu. Leben und leben lassen. Und wenn in einer Zelle plötzlich eine große Rita Hayworth an der Wand hing, galt die Annahme, dass irgendein Freund oder Verwandter sie mit der Post geschickt hatte. Natürlich werden alle Liebesgabenpakete von Freunden oder Verwandten geöffnet und der Inhalt in Listen eingetragen, aber wegen eines harmlosen Posters mit Rita Hayworth oder Ava Gardner macht sich niemand die Mühe, in den Listen nachzusehen. Wenn man in einem Dampfkessel lebt, lernt man es, Zugeständnisse zu machen, wenn man nicht will, dass irgendjemand einem eines Tages die Fresse poliert.

Wieder war es Ernie, der Andy das Poster in die Zelle brachte. Und Ernie brachte mir einen Zettel in die Zelle, auf dem in Andys sorgfältiger Schrift nur ein Wort stand: »Danke.«

Ein wenig später, als wir zum Frühstück geführt wurden, warf ich einen Blick in seine Zelle und sah Rita in ihrer ganzen Pracht über dem Bett hängen, eine Hand hinter dem Kopf, die Augen halb geschlossen, die weichen Satinlippen geöffnet. Dort konnte er sie, wenn abends das Licht ausging, im Schein der Bogenlampen vom Hof betrachten.

Aber im Licht der Morgensonne hatte sie dunkle Streifen im Gesicht – die Schatten der Gitterstäbe an seinem Fenster.

Und jetzt werde ich Ihnen erzählen, was sich Mitte Mai 1950 ereignete und Andys drei Jahre dauernde Serie von Kämpfen mit den Schwestern beendete. Dieser Zwischenfall führte außerdem dazu, dass er die Wäscherei verließ, um in Zukunft in der Bibliothek zu arbeiten, und dort hat er gearbeitet, bis er Anfang dieses Jahres unsere glückliche kleine Familie verließ.

Sie werden bemerkt haben, wie viel von dem, was ich Ihnen bereits erzählt habe, auf Hörensagen beruht – jemand erfährt etwas und berichtet es mir, und ich gebe es an Sie weiter. In einigen Fällen habe ich Dinge vereinfacht dargestellt und Informationen aus vierter oder fünfter Hand weitergegeben, und das werde ich auch in Zukunft gelegentlich tun. So ist es hier nun einmal. Hier erfährt man manches nur in Form von Gerüchten, und die muss man richtig deuten, wenn man auf dem Laufenden bleiben will. Man muss schon wissen, wie man aus einem Wust von Lügen, Klatsch und Wunschdenken das Körnchen Wahrheit herausfiltert.

Vielleicht haben Sie das Gefühl, dass ich eher über eine Legende als über einen wirklich existierenden Menschen berichte, und daran ist etwas Wahres. Für uns Langjährige, die Andy über viele Jahre kannten, war vieles an ihm fantastisch, fast mythisch, wenn Sie wissen, was ich meine. Dazu gehört die Geschichte, wie Andy sich weigerte, Bogs

Diamond einen zu blasen, und wie er sich überhaupt ständig gegen die Schwestern wehrte. Dazu gehört auch die Geschichte, wie er den Job in der Bibliothek bekam ... aber mit einem wichtigen Unterschied: Ich war dabei und sah, was geschah, und ich schwöre beim Namen meiner Mutter, dass es die Wahrheit ist. Der Eid eines verurteilten Mörders mag nicht viel wert sein, aber glauben Sie mir, ich lüge nicht.

Zu der Zeit waren Andy und ich schon so gut miteinander bekannt, dass wir uns gelegentlich unterhielten. Der Kerl faszinierte mich. Wenn ich an die Poster-Episode zurückdenke, fällt mir etwas ein, was ich Ihnen nicht erzählt habe, und das sollte ich vielleicht nachholen. Fünf Wochen nachdem er Rita aufgehängt hatte (ich dachte schon gar nicht mehr an die Sache und befasste mich mit anderen Geschäften), reichte Ernie mir eine kleine weiße Schachtel durch die Gitterstäbe meiner Zelle.

»Von Dufresne«, sagte er und versäumte dabei keinen einzigen Besenstrich.

»Danke, Ernie«, sagte ich und steckte ihm eine halbe Schachtel Camel zu.

Was zum Teufel kann das sein, fragte ich mich, als ich den Deckel abnahm. Innen lag eine Menge weiße Watte und darunter ...

Ich sah sie mir lange an. Minutenlang wagte ich sie kaum anzufassen, so schön waren sie. Im Knast gibt es so wenig schöne Dinge, und das Schlimme ist, dass so viele Männer sie nicht einmal zu vermissen scheinen.

In der Schachtel lagen zwei kleine Stücke Quarz, beide sorgfältig poliert. Sie waren zu Treibholzform geschnitten, und kleine Einsprengsel von Eisenpyrit schimmerten wie Gold. Wenn sie nicht so schwer gewesen wären, hätte man sie als Manschettenknöpfe verwenden können – sie waren genau aufeinander abgestimmt.

Wie viel Arbeit steckte in diesen kleinen Stücken. Stunde

um Stunde musste Andy abends nach Verlöschen der Lichter daran gearbeitet haben. Zuerst das Zurechtschneiden und Formen und dann die endlose Polierarbeit mit den Gesteinstüchern. Als ich sie betrachtete, wurde mir ganz warm ums Herz, wie es wohl jeder Mensch erlebt, wenn er einen Gegenstand betrachtet, der von Hand *bearbeitet* und *hergestellt* wurde – ich glaube, das eigentlich ist es, was uns von Tieren unterscheidet – und ich empfand noch etwas anderes. Ich empfand Bewunderung für die zähe Hartnäckigkeit dieses Mannes. Aber wie hartnäckig Andy Dufresne sein konnte, erfuhr ich erst sehr viel später.

Im Mai 1950 beschloss die Verwaltung, das Dach der Werkstatt, in der die Nummernschilder hergestellt wurden, neu zu teeren. Sie wollten es gemacht haben, bevor es dort oben zu heiß wurde, und suchten Freiwillige für die Arbeit, die ungefähr eine Woche dauern würde. Mehr als siebzig Männer meldeten sich, denn es war Außenarbeit, und für Außenarbeit ist der Mai ein verdammt schöner Monat.

Neun oder zehn Namen wurden aus einem Hut gezogen, und zwei davon waren Andys und meiner.

Während der nächsten Woche wurden wir jeden Morgen nach dem Frühstück auf den Hof geführt. Zwei Wärter gingen voran und zwei folgten uns ... die Wärter, die uns von den Türmen aus mit ihren Feldstechern beobachteten, nicht gerechnet.

Mit vier Mann trugen wir eine Ausziehleiter, die wir gegen das lange flache Gebäude stellten. Dann bildeten wir eine Kette und hieften Eimer mit heißem Teer auf das Dach. Beiß dich mit der Scheiße, und du tanzt Jitterbug bis in die Krankenstation.

Sechs nach Dienstalter ausgesuchte Wärter bewachten das Projekt. Es war fast so gut wie eine Woche Urlaub. Statt in der Wäscherei oder in der Nummernschilderfabrikation zu

schwitzen, verbrachten sie Ferien in der Sonne. Den Rücken gegen das niedrige Geländer gelehnt, saßen sie ganz einfach da und ließen es ruhig angehen.

Sie brauchten uns auch kaum zu bewachen, denn der Wachturm an der Südwand war so nahe, dass die Jungs uns mit ihrem Kaugummi hätten bespucken können. Hätte einer von der Dachreparaturmannschaft auch nur eine falsche Bewegung gemacht, wäre er in vier Sekunden von Maschinengewehrgeschossen Kaliber 45 durchsiebt worden. Die Wärter konnten es sich also gemütlich machen. Es fehlten nur ein paar Dosen Bier auf Eis, und sie wären die Herren der Schöpfung gewesen.

Einer von ihnen war ein Bursche namens Byron Hadley, der damals, 1950, schon länger in Shawshank gewesen war als ich. Sogar länger als die beiden anderen Aufseher zusammen. Der Mann, der 1950 die Wachmannschaft befehligte, war George Dunahy, ein affektiert wirkender Yankee aus dem südlichen Osten. Er hatte Gefängnisverwaltung studiert. Außer den Leuten, die ihm den Job besorgt hatten, mochte ihn, soweit ich weiß, niemand. Er war, wie ich erfahren hatte, nur an drei Dingen interessiert: statistisches Material für ein Buch zusammenzustellen (das später in Neuengland von einem kleinen Verlag, der sich Light Side Press nennt, herausgebracht wurde und für dessen Veröffentlichung er wahrscheinlich sogar hatte zahlen müssen), welche Mannschaft in jedem September die Gefängnismeisterschaft im Baseball gewann, und an der Wiedereinführung der Todesstrafe in Maine. Darauf war George Dunahy besonders scharf. Er wurde 1953 gefeuert, als herauskam, dass er in der Gefängnisgarage Autos hatte reparieren lassen, um sich den Profit mit Byron Hadley und Greg Stamma zu teilen. Hadley und Stamma kamen ungeschoren davon – sie hatten es geschickt verstanden, sich im Hintergrund zu halten –, aber Dunahy musste gehen. Das bedauerte niemand,

aber andererseits war auch keiner froh darüber, dass Greg Stamma seinen Job übernahm. Er war ein kleiner dicker Mann und hatte die kältesten braunen Augen, die ich je gesehen habe. Er trug ständig ein gequältes Lächeln zur Schau, als hätte er auf die Toilette gemusst und es nicht ganz geschafft. Während Stamma's Amtszeit gab es in Shawshank viel Brutalität, und ich glaube, wenn ich auch keine Beweise habe, dass es in dem kleinen Wäldchen östlich des Gefängnisses vielleicht ein halbes Dutzend Beerdigungen bei Mondschein gegeben hat. Dunahy war schlimm, aber Greg Stamma war ein grausamer und kaltherziger Mann.

Er und Byron Hadley waren gute Freunde. Als Oberaufseher war Dunahy nur das Aushängeschild. In Wirklichkeit waren es Stamma und durch ihn Hadley, die das Gefängnis verwalteten.

Hadley war ein großer Mann mit einem Watschelgang, und sein rotes Haar lichtete sich schon. Er bekam leicht einen Sonnenbrand. Er sprach laut, und wenn man sich für seinen Geschmack nicht schnell genug bewegte, schlug er mit dem Stock zu. An jenem Tage, es war unser dritter auf dem Dach, unterhielt er sich mit einem anderen Wärter namens Mert Entwhistle.

Hadley hatte eine erstaunlich gute Nachricht bekommen, und dennoch meckerte er. Das war sein Stil – er war undankbar, und nie fand er für jemand ein gutes Wort. Der Mann war davon überzeugt, dass sich die ganze Welt gegen ihn verschworen hatte. Die Welt hatte ihn um die besten Jahre seines Lebens betrogen, und sie würde ihn nur allzu gern auch um den Rest bringen. Ich habe Wärter gekannt, die ich fast für Heilige hielt, und ich glaube, ich weiß, warum das so ist – sie sind in der Lage, den Unterschied zwischen ihrem eigenen Leben zu erkennen, wie erbärmlich es auch sein mag, und dem der Männer, für deren Bewachung sie vom Staat bezahlt werden. Diese Wachen können sehr wohl einen Unterschied

zwischen ihrem eigenen Elend und dem der Gefangenen formulieren. Andere können oder wollen das nicht.

Bei Byron Hadley fehlte für einen solchen Vergleich jede Basis. Er brachte es fertig, locker und bequem in der warmen *Maison* zu sitzen und dabei sein Glück auch noch zu beklagen, während keine drei Meter weiter die Männer schufteten und schwitzten und sich an den Eimern mit kochendem Teer die Finger verbrannten, Männer, die an normalen Tagen so hart arbeiten mussten, dass dies für sie fast eine *Erholung* war. Sie erinnern sich vielleicht an die alte Frage, mit deren Beantwortung man seine Einstellung zum Leben kundtut. Für Byron Hadley würde die Antwort immer *halb leer* lauten. *Das Glas ist schon halb leer*. Gäbe man ihm ein Glas eisgekühlten Apfelmost, würde er an Essig denken. Sagte man ihm, dass seine Frau ihm immer treu gewesen sei, würde er antworten, das sei nur auf ihre verdammte Hässlichkeit zurückzuführen.

Da saß er also und redete so laut mit Mert Entwhistle, dass wir alle es hören konnten, während seine breite weiße Stirn schon anfang, sich unter der Sonne zu röten. Eine Hand lag am Geländer, das um das Dach herum lief, die andere am Griff seiner .38er.

Zusammen mit Mert bekamen auch wir die Geschichte mit. Hadleys älterer Bruder war anscheinend vor etwa vierzehn Jahren nach Texas gegangen, und seitdem hatte die Familie von dem Scheißkerl nichts mehr gehört. Sie hatten alle geglaubt, er sei tot und waren froh, ihn los zu sein. Dann, vor anderthalb Wochen, hatte ein Rechtsanwalt aus Austin sie angerufen. Anscheinend war Hadleys Bruder vor vier Wochen gestorben, dazu noch als reicher Mann (»Verdammt unglaublich, dass diese Arschlöcher so ein Glück haben«, sagte dieser Ausbund an Dankbarkeit). Das Geld hatte er im Ölgeschäft verdient, und insgesamt waren es fast eine Million Dollar.

Nein, Hadley war kein Millionär – das hätte vielleicht sogar ihn glücklich gemacht, wenigstens für eine Zeit lang –, aber der Bruder hatte jedem Familienmitglied zu Hause in Maine immerhin fünfunddreißigtausend Dollar vermacht, falls die Erben gefunden würden. Nicht schlecht. Als ob man das Glück hat, in der Lotterie zu gewinnen.

Aber für Byron Hadley war das Glas schon halb leer. Den ganzen Morgen beschwerte er sich bei Mert über den Anteil, den die verdammte Regierung ihm abzwacken würde. »Sie lassen mir gerade so viel, dass ich mir einen neuen Wagen kaufen kann«, klagte er. »Und was passiert dann? Dann muss ich auch noch für den Wagen die verdammten Steuern zahlen und die Haltungskosten. Und die verdammten Gören soll man dann dauernd mit zurückgeklapptem Verdeck durch die Gegend fahren ...«

»Und wenn sie alt genug sind, wollen sie selbst fahren«, sagte Mert. Der alte Mert Entwhistle wusste schon, wo sein Vorteil lag, und deshalb hütete er sich, das auszusprechen, was ihm genauso auf der Zunge liegen musste wie uns: Wenn du dir um das Geld solche Sorgen machst, Byron, alter Junge, werde ich es dir gern abnehmen. Wozu hat man schließlich Freunde?

»Das stimmt«, sagte Byron angewidert. »Sie wollen selbst fahren, sie wollen darauf sogar fahren *lernen*, verdammt noch mal. Und was passiert am Ende des Jahres? Wenn man die Steuer falsch berechnet und nicht mehr genug hat, den Rest zu bezahlen, geht es aus der eigenen Tasche, oder vielleicht muss man sogar bei irgendwelchen Kredithaien Geld leihen. Und überprüft wird man ohnehin. Und wenn das Finanzamt erst prüft, muss man immer mehr als sonst bezahlen. Wer kommt gegen Onkel Sam an? Er steckt dir die Hand in die Tasche und nimmt, was er kriegen kann. Er quetscht dich aus, bis du blau im Gesicht bist. Verdammte Scheiße.«

Er verfiel in mürrisches Schweigen und dachte über das Pech nach, fünfunddreißigtausend Dollar geerbt zu haben. Drei Meter weiter hatte Andy Dufresne mit einer Quaste den heißen Teer verteilt. Jetzt warf er sie in den Eimer und ging zu Mert und Hadley hinüber.

Wir waren entsetzt, und ich sah Tim Youngblood, einen anderen Wärter, schon die Hand an die Pistole legen. Einer der Burschen auf dem Wachturm schlug seinem Partner mit der Hand auf den Arm. Einen Augenblick lang dachte ich, sie würden Andy erschießen oder niederknüppeln oder beides.

Dann sagte er ganz leise zu Hadley: »Trauen Sie Ihrer Frau?«

Hadley starrte ihn nur an. Er wurde rot im Gesicht, und ich wusste, dass dies ein schlechtes Zeichen war. In ungefähr drei Sekunden würde er seinen Knüppel ziehen und Andy den Griff in den Solarplexus rammen, wo die Nerven zusammenliefen. Wenn der Schlag hart genug geführt wurde, konnte man einen Menschen auf diese Weise umbringen, aber trotzdem wählten sie immer diese Stelle. Wenn es einen nicht umbrachte, lähmte es einen lange genug, dass man vergaß, was man eben noch vorgehabt hatte.

»Junge«, sagte Hadley. »Du hast noch die Chance, die Quaste aufzunehmen, sonst gehst du kopfüber vom Dach.«

Andy sah ihn kühl und gelassen an. Sein Blick war eisig. Es war, als hätte er nichts gehört. Und ich hätte ihm am liebsten gesagt, dass man es sich *nie* anmerken lassen darf, wenn man eine Unterhaltung zwischen Wärtern gehört hat. Schon gar nicht darf man sich ungefragt in ihre Unterhaltung einmischen (und dann sagt man ihnen, was sie hören wollen, und hält wieder das Maul). Ein Schwarzer, ein Weißer, ein Roter, ein Gelber, diese Unterschiede spielen im Knast keine Rolle. Wir haben unsere eigene Art von Gleichheit. Im Knast ist jeder Sträfling ein Nigger. An den Gedanken muss man sich gewöhnen, wenn man Männer wie Hadley und Greg

Stammas überleben will, denen es nichts ausmacht, einen Mann umzubringen. Wenn man sitzt, gehört man dem Staat, und wehe, man vergisst das. Ich kenne Männer, die Augen verloren haben, Männer, die Zehen und Finger verloren haben; ein Mann verlor die Spitze seines Penis und schätzte sich noch glücklich, dass es nicht mehr war. Ich hätte Andy gern gesagt, dass es schon zu spät sei. Selbst wenn er jetzt zurückging und seine Quaste aufnahm, würde abends in der Dusche ein Schläger auf ihn warten, um ihm in die Beine zu treten und ihn schmerzgekrümmt auf dem Beton liegen zu lassen. Man konnte einen solchen Schläger für eine Schachtel Zigaretten kaufen. Und besonders dringend wäre es gewesen, ihm zu sagen, er solle die Sache bloß nicht noch schlimmer machen, als sie schon war.

Aber ich tat nichts dergleichen. Ich strich weiter meinen Teer auf das Dach, als wäre nichts geschehen. Wie alle anderen kümmere ich mich zuerst um meinen eigenen Arsch. Ich muss es. Er hat schon einen Sprung, und in Shawshank hat es nie an Hadleys gefehlt, die nur darauf warteten, ihn mir total zu zertreten.

Andy sagte: »Vielleicht habe ich mich falsch ausgedrückt. Ob Sie ihr trauen oder nicht, tut nichts zur Sache. Das Problem ist, ob Sie glauben, dass Ihre Frau Ihnen jemals in den Rücken fallen würde, oder ob Sie das nicht glauben.«

Hadley stand auf. Mert stand auf. Tim Youngblood stand auf. Hadleys Gesicht war so rot wie eine Tomate. »Dein einziges Problem ist, wie viele Knochen du noch nicht gebrochen hast«, sagte er. »Du kannst in der Krankenstation nachzählen. Komm, Mert, wir schmeißen diesen Trottel über die Kante.«

Tim Youngblood zog seine Pistole. Wir anderen teerten wie wild. Die Sonne brannte vom Himmel. Sie würden es tun; Hadley und Mert würden ihn einfach vom Dach stoßen. Schrecklicher Unfall. Dufresne, der Gefangene 81433-

SHNK brachte ein paar leere Eimer nach unten und rutschte von der Leiter. Sehr bedauerlich.

Sie packten ihn, Mert am rechten Arm, Hadley am linken. Andy leistete keinen Widerstand. Er hielt den Blick auf Hadleys rotes Pferdegesicht gerichtet.

»Wenn Sie sie im Griff haben, Mr. Hadley, sehe ich keinen Grund, warum Sie nicht jeden Cent selbst kassieren sollten«, sagte er mit derselben ruhigen und gelassenen Stimme. »Ergebnis: Mr. Byron Hadley fünfunddreißigtausend, Onkel Sam null.«

Mert zerrte ihn zur Dachkante hinüber. Hadley stand einfach nur so da. Einen Augenblick lang hing Andy zwischen ihnen wie das Seil beim Tauziehen. Dann sagte Hadley: »Eine Sekunde, Mert. Was meinst du damit, Junge?«

»Ich meine, wenn Sie Ihre Frau im Griff haben, können Sie es ihr geben«, sagte Andy.

»Du musst dich schon deutlicher ausdrücken, Junge, sonst gehst du über die Kante.«

»Die Regierung lässt ein einmaliges Geschenk an die Ehefrau zu«, sagte Andy. »Bis zu sechzigtausend Dollar.«

Hadley sah Andy wie vor den Kopf geschlagen an. »Nee, das stimmt nicht«, sagte er. »Steuerfrei?«

»Steuerfrei«, sagte Andy. »Das Finanzamt kriegt keinen Cent.«

»Und wie kannst du so was wissen?«

»Er war mal Banker, Byron«, sagte Youngblood. »Er könnte recht ...«

»Halt's Maul, Forelle«, sagte Hadley, ohne den andern anzusehen. Tim Youngblood wurde rot und hielt das Maul. Wegen seiner dicken Lippen und seiner hervorstehenden Augen nannten die anderen Wärter ihn Forelle. Hadley sah immer noch Andy an. »Du bist doch der schlaue Banker, der seine Frau erschossen hat. Warum sollte ich einem schlaunen Banker wie dir glauben? Dann ende ich so wie du. Ich geh

in den Knast und klopft mit dir zusammen Steine. Das könnte dir so passen, was?«

»Wenn man Sie wegen Steuerhinterziehung einsperrt, kommen Sie in ein Bundesgefängnis, nicht nach Shawshank«, sagte Andy ganz ruhig. »Aber das kann Ihnen nicht passieren. Das steuerfreie Geschenk an die Ehefrau ist eine völlig legale Möglichkeit, Steuern zu sparen. Ich habe Dutzende ... nein Hunderte solcher Fälle durchgezogen. Es ist hauptsächlich für Leute gedacht, die einen kleinen Betrieb weitergeben wollen, oder für Leute, die einmalig zu einem unerwarteten Gewinn kommen wie Sie.«

»Ich glaube, du lügst«, sagte Hadley, aber er glaubte es eigentlich nicht richtig – das konnte man sehen. In seinem Gesicht war eine Emotion zu lesen, die auf groteske Weise seine hässlichen Züge und seine fliehende, jetzt von der Sonne gerötete Stirn überlagerte. Eine fast obszöne Emotion, wenn sie in Byron Hadleys Gesicht geschrieben stand. Es war Hoffnung.

»Nein, ich lüge nicht. Aber natürlich haben Sie keinen Grund, mir zu glauben. Nehmen Sie sich einen Anwalt ...«

»Ihr verdammten Straßenräuber und Arschlöcher!«, rief Hadley.

Andy zuckte die Achseln. »Dann gehen Sie doch zum Finanzamt. Dort wird man Ihnen dasselbe erzählen. Umsonst. Außerdem brauchte ich Ihnen das alles gar nicht zu erzählen. Sie hätten sich doch selbst erkundigt.«

»Du verfluchtes Dreckschwein. Ich brauche keinen Frauenmörder und Banker, der mir sagt, wo der Bär in den Buchweizen scheidet.«

»Sie brauchen einen Steueranwalt oder einen Banker, der Ihnen die Sache aufsetzt, und das wird etwas kosten«, sagte Andy. »Oder ... wenn Sie interessiert sind, würde ich sehr gern die Unterlagen für Sie zusammenstellen, das Ganze fast umsonst. Ich verlange nur drei Bier für jeden der Mitarbeiter hier.«

»Mitarbeiter«, sagte Mert und brach in schallendes Gelächter aus. Er schlug sich auf die Schenkel. Der alte Mert war ein richtiger Schenkelklopfer, und ich hoffe, dass er an Darmkrebs gestorben ist, und zwar in einer Gegend, wo das Morphium noch nicht entdeckt wurde. »Mitarbeiter, wie nett. Mitarbeiter! Du hast noch nicht mal ...«

»Halt die Fresse, du Großmaul«, brüllte Hadley, und Mert gehorchte. Wieder sah Hadley Andy an. »Was sagtest du noch?«

»Ich sagte, dass ich nur drei Bier für jeden der Mitarbeiter verlange«, sagte Andy. »Ich glaube, ein Mann, der im Frühling im Freien arbeitet, fühlt sich besser, wenn er eine Flasche Bier hat. Das ist meine private Meinung. Es wird ihnen schmecken, und ich bin mir sicher, dass die Jungs Ihnen das danken werden.«

Ich habe mit einigen der Männer gesprochen, die an diesem Tag dort oben waren – Rennie Martin, Logan St. Pierre und Paul Bonsaint waren drei von ihnen – und wir sahen alle dasselbe ... *fühlten* dasselbe. Plötzlich gewann Andy die Oberhand. Es war Hadley, der die Kanone an der Hüfte trug und den Knüppel in der Hand hatte, Hadley, der seinen Freund Greg Stamma hinter sich wusste und die ganze Gefängnisverwaltung hinter Stamma, hinter dieser wiederum die ganze Macht des Staates, aber in der strahlenden Maisonne spielte das alles plötzlich keine Rolle mehr. Ich bekam ein solches Herzklopfen, wie ich es seit 1938 nicht mehr gehabt hatte, als der Lastwagen mich und vier andere durch das Tor fuhr und ich zum ersten Mal diesen Hof betrat.

Andy sah Hadley an, und sein Blick war kalt und klar und ruhig. Es ging nicht mehr um die fünfunddreißigtausend Dollar, darüber waren wir uns alle klar. Ich habe die Szene immer wieder im Geiste Revue passieren lassen, und ich *weiß* es. Es ging jetzt Mann gegen Mann, und Andy *zwang* ihn ganz einfach, so wie ein starker Mann beim Arm-

drücken den Arm des schwächeren Gegners auf den Tisch zwingt. Es gab keinen Grund, warum Hadley nicht in diesem Augenblick Mert hätte zunicken können, damit dieser Andy vom Dach stieß, um dann doch Andys Rat zu befolgen.

Es gab keinen Grund. *Aber er tat es nicht.*

»Wenn ich wollte, könnte ich euch allen ein paar Bier beschaffen«, sagte Hadley. »Ein Bier schmeckt gut bei dieser Arbeit.«

Das kolossale Arschloch brachte es sogar fertig, seine Worte großzügig klingen zu lassen.

»Ich möchte Ihnen noch einen Rat geben, den Sie von der Finanzbehörde nicht bekommen«, sagte Andy und sah Hadley dabei unverwandt an. »Machen Sie Ihrer Frau das Geschenk nur, wenn Sie sich *ganz sicher* sind. Wenn Sie die leiseste Chance sehen, dass sie Sie betrügen oder hintergehen könnte, müssten wir uns etwas anderes einfallen lassen ...«

»Mich betrügen?«, sagte Hadley rau. »*Mich* betrügen? Hören Sie zu, Sie Meisterbanker. Sie könnte eine Familienpackung Abführmittel fressen und würde noch nicht mal furzen, bevor ich es ihr gestatte.«

Mert, Youngblood und die anderen Wärter lachten pflichtgemäß. Andy lächelte nicht einmal.

»Ich werde Ihnen aufschreiben, welche Formulare Sie brauchen«, sagte er. »Die bekommt man beim Postamt. Ich werde sie für Ihre Unterschrift vorbereiten.«

Das klang sehr wichtig, und Hadley warf sich in die Brust. Dann sah er uns wütend an und brüllte: »Was habt ihr hier zu glotzen, ihr Stinksäcke? Bewegt eure verdammten Ärsche!« Er wandte sich wieder Andy zu. »Komm her, du Schlaukopf, und hör gut zu: Wenn du mich irgendwie verschleißerst, kannst du vor Ende der Woche in Dusche C deinen eigenen Kopf suchen.«

»Ich habe verstanden«, sagte Andy leise.

Und er hatte verstanden. Wie sich zeigen sollte, verstand er eine Menge mehr als ich – mehr als irgendeiner von uns.

So kam es, dass zwei Tage vor Beendigung der Arbeit die zum Teeren des Daches abgestellten Sträflinge an einem Frühlingmorgen um zehn Uhr in einer Reihe saßen und Bier der Marke Black Label tranken, das ihnen der schärfste Hund geliefert hatte, der je im Shawshank-Staatsgefängnis eine Runde drehte. Das Bier war pisswarm, aber es war das beste, das ich je im Leben getrunken habe. Wir saßen und tranken und spürten die Sonne auf unseren Schultern, und nicht einmal Hadleys halb amüsiertes, halb verächtlicher Gesichtsausdruck – als ob er nicht Männer, sondern Affen Bier trinken sah – konnte die Stimmung verderben. Diese Bierpause dauerte zwanzig Minuten, und während dieser zwanzig Minuten fühlten wir uns wie freie Männer. Als tranken wir Bier und teerten das Dach eines unserer eigenen Häuser.

Nur Andy trank nichts. Ich habe Ihnen schon über seine Trinkgewohnheiten berichtet. Er hatte sich in den Schatten gekauert und ließ die Hände zwischen den Knien hängen. Er beobachtete uns und lächelte. Es ist erstaunlich, wie viele Männer ihn so in Erinnerung haben, und es ist erstaunlich, wie viele Männer zu unserer Arbeitsgruppe gehörten, als Andy Dufresne sich gegen Byron Hadley durchsetzte. Ich dachte, es seien neun oder zehn gewesen, aber um 1955 müssen es schon zweihundert oder mehr gewesen sein ... wenn man alles glauben wollte, was man hörte.

Nun, wenn ich Ihnen eine klare Antwort auf die Frage geben müsste, ob ich versuche, über einen Mann zu berichten oder über die Legende, die sich um ihn gewoben hat, wie um ein Sandkorn herum eine Perle entsteht, müsste ich sagen: Die Antwort liegt irgendwo in der Mitte. Das Einzige, was ich sicher weiß, ist, dass Andy Dufresne ganz anders war als ich oder jeder andere, den ich während meiner Zeit hier

gekannt habe. Er hatte fünfhundert Dollar im Arsch stecken, als er reinkam, aber irgendwie hat der Kerl noch etwas anderes mit reingebracht. Vielleicht ein gesundes Selbstwertgefühl oder die Ahnung, dass er auf lange Sicht gewinnen würde ... vielleicht war es auch nur ein Gefühl der Freiheit, das ihn selbst innerhalb dieser gottverdammten grauen Mauern nicht verließ. Er trug eine Art inneres Licht mit sich herum. Soweit ich weiß, ist ihm dieses Licht nur einmal abhandengekommen, und auch das ist Teil meiner Geschichte.

Zur Zeit der World Series im Jahre 1950 – Sie erinnern sich vielleicht, dass die Philadelphia Whiz Kids die Meisterschaft gewannen – hatte Andy mit den Schwestern keinen Ärger mehr. Dafür sorgten Stamma und Hadley. Wenn Andy Dufresne zu einem von ihnen oder zu einem anderen Mitglied dieses erlesenen Zirkels kam und auch nur den kleinsten Blutstropfen in der Unterwäsche vorweisen konnte, gingen an dem betreffenden Abend sämtliche Schwestern in Shawshank mit Kopfschmerzen ins Bett. Sie muckten nicht auf. Wie ich schon sagte, es gab immer einen achtzehnjährigen Autodieb oder einen Brandstifter oder einen Kerl, der es mit kleinen Kindern getrieben hatte. Nach jenem Tag auf dem Dach der Nummernschilderwerkstatt ging Andy seiner Wege, und die Schwestern ließen ihn unbehelligt.

Er arbeitete damals in der Bibliothek unter einem alten Sträfling namens Brooks Hatlen. Hatlen hatte den Job Ende der Zwanzigerjahre bekommen, weil er eine College-Ausbildung hatte. Brooksie hatte ein Diplom in Tierhaltung, aber in Instituten geringerer Gelehrsamkeit, wie dem Shank, waren College-Abschlüsse so selten, dass man nicht besonders wählerisch sein durfte. Brooksie, der während Coolidges Präsidentschaft nach einer Pechsträhne im Poker Frau und Tochter umgebracht hatte, wurde 1952 begnadigt. Wie gewöhnlich hatte der Staat in seiner Weisheit ihn erst gehen

lassen, als jede Chance, vielleicht noch einmal ein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden, für ihn vertan war. Er war achtundsechzig und hatte Arthritis, als er in einem polnischen Anzug und französischen Schuhen durch das Haupttor nach draußen wankte, in einer Hand den Begnadigungsbescheid, in der anderen ein Greyhound-Busticket. Er weinte, als er ging. Shawshank war seine Welt. Was jenseits seiner Wände lag, war für ihn so schrecklich wie die westlichen Meere für die abergläubischen Seeleute des 15. Jahrhunderts. Im Gefängnis war Brooksie ein Mann von einiger Bedeutung gewesen. Er war Leiter der Bibliothek und ein relativ gebildeter Mann. Wenn er aber jetzt zur Kittery-Bibliothek ginge und um einen Job nachsuchte, würden sie ihm nicht einmal eine Leihkarte geben. Ich habe gehört, dass er 1953 in der Nähe von Freeport in einem Heim für mittellose Alte gestorben ist, und damit hat er sechs Monate länger durchgehalten, als ich gedacht hätte. Ja, an Brooksie hat sich der Staat ganz schön gerächt. Sie brachten ihn dazu, dass es ihm in diesem Scheißhaus gefiel, und dann schmissen sie ihn raus.

Andy trat Brooksies Nachfolge an und blieb dreiundzwanzig Jahre lang Leiter der Bibliothek. Die gleiche Willenskraft, die schon Byron Hadley zu spüren bekommen hatte, setzte er ein, um zu bekommen, was er sich für die Bibliothek wünschte. Ich konnte beobachten, wie er einen kleinen, mit Ausgaben von Reader's Digest und vom *National Geographic Magazine* vollgestellten Raum (der noch nach Terpentin roch, weil er bis 1922 als Farbenlager gedient hatte und nie gründlich gelüftet worden war) in die beste Gefängnisbücherei in ganz Neuengland verwandelte.

Er schaffte es Schritt für Schritt. Er brachte an der Tür einen Kasten für Vorschläge an und sortierte geduldig humoristische Versuche aus wie *Bitte mehr Fickbücher* oder *Die Flucht in 10 leichten Lektionen*. Er nahm sich der Wünsche

an, mit denen es den Gefangenen ernst war. Er schrieb an die größeren Buchklubs in New York und konnte zwei von ihnen, The Literary Guild und The Book-of-the-Month Club dazu veranlassen, uns alle wichtigen Ausgaben zu Vorzugspreisen zu schicken. Er stellte ein besonderes Informationsbedürfnis im Zusammenhang mit Hobbys wie Seifenschnitzen, Holzarbeiten, Zaubertricks und Patiencelegen fest. Er beschaffte zu diesen Themen so viel Literatur, wie er bekommen konnte. Außerdem natürlich Standard-Gefängnisliteratur wie Erle Stanley Gardner und Louis L'Amour. Vom Gerichtssaal und der freien Wildnis bekommen Sträflinge offenbar nie genug. Und natürlich hatte er auch einen Karton mit recht pikanten Taschenbüchern unter seinem Schreibtisch. Er verlieh sie sehr vorsichtig und achtete darauf, dass sie zurückgegeben wurden. Dennoch wurden sie so eifrig gelesen, dass jede Neuerwerbung nach kurzer Zeit in Fetzen ging.

1954 fing Andy an, Eingaben an den Senat in Augusta zu machen. Stamma war zu der Zeit schon Oberaufseher, und er tat immer so, als wäre Andy eine Art Maskottchen. Er hielt sich ständig in der Bibliothek auf, scherzte mit Andy und legte ihm manchmal sogar gönnerhaft den Arm um die Schultern. Er konnte den Leuten nichts vormachen. Andy war von niemand das Maskottchen.

Er meinte einmal, Andy sei draußen vielleicht Banker gewesen, aber dieser Teil seines Lebens gehöre endgültig der Vergangenheit an, und Andy solle sich lieber mit den Realitäten des Gefängnislebens vertraut machen. Für diese hochnäsige Bande von republikanischen Rotariern in Augusta gäbe es auf dem Gebiet des Strafvollzugs nur drei vernünftige Zwecke, für die das Geld des Steuerzahlers ausgegeben werden könne: erstens mehr Mauern, zweitens mehr Gitter und drittens mehr Wärter. Was den Senat anbeträfe, erklärte Stamma, seien die Leute in Thomaston und Shawshank

und South Portland der Abschaum der Menschheit. Sie sollten ihre Zeit auf die harte Tour absitzen, und, bei Gott und Söhnchen Jesus, die harte Tour würden sie bekommen. Und wenn es wirklich mal ein paar Getreidekäfer im Brot gäbe, dann wäre das eben verdammtes Pech.

Andy lächelte sein leises gelassenes Lächeln und fragte Stamma, was wohl mit einem Betonblock geschehen würde, wenn eine Million Jahre lang jedes Jahr ein Tropfen Wasser auf ihn fiel. Stamma lachte und klopfte Andy auf die Schulter. »Du hast keine Million Jahre, alter Junge, aber wenn du sie hättest, würdest du sie wahrscheinlich mit diesem kleinen Grinsen im Gesicht erleben. Schreib nur weiter deine Briefe. Ich bringe sie sogar für dich zur Post, vorausgesetzt, du bezahlst die Briefmarken.«

Das tat Andy. Und er war es, der zuletzt lachte, obwohl Stamma und Hadley es nicht mehr erlebten. Andys Anträge auf Zuschüsse für die Bibliothek wurden bis 1960 routinemäßig abgelehnt. Erst dann erhielt er einen Scheck über zweihundert Dollar – der Senat wies das Geld wahrscheinlich in der Hoffnung an, dass er jetzt Ruhe geben würde. Die Hoffnung war vergebens. Andy hatte jetzt den Fuß in der Tür und verdoppelte seine Anstrengungen. Statt einen schrieb er jetzt zwei Briefe in der Woche. 1962 erhielt er vierhundert Dollar, und bis zum Ende des Jahrzehnts wurden der Bibliothek jedes Jahr siebenhundert Dollar überwiesen. Ab 1971 betrug die Summe glatte tausend Dollar. Verglichen mit den Mitteln, die einer durchschnittlichen Kleinstadtbibliothek zur Verfügung gestellt werden, war das nicht viel, aber für tausend Dollar kann man eine Menge Krimis und Wildwestromane kaufen. Als Andy uns verließ, konnte man in die Bibliothek gehen (die mittlerweile in drei Räumen untergebracht war) und praktisch alles finden, was man suchte. Und wenn man es nicht fand, bestand immer noch die Chance, dass Andy es besorgen konnte.

Und jetzt werden Sie fragen, ob das alles darauf zurückzuführen war, dass Andy Byron Hadley erzählt hatte, wie er die Erbschaftsteuer sparen konnte. Die Antwort heißt ja ... und nein. Sie werden sich selbst vorstellen können, wie die Dinge sich entwickelten.

Es sprach sich herum, dass Shawshank in seinen Mauern sein eigenes Finanzgenie beherbergte. Ende Frühjahr und im Sommer 1950 gründete Andy zwei Treuhandfonds für Wärter, die für ihre Kinder eine College-Ausbildung sicherstellen wollten. Er beriet ein paar andere, die in kleinem Maßstab an der Aktienbörse mitmischen wollten (und es stellte sich heraus, dass sie verdammt erfolgreich waren; einer sogar so erfolgreich, dass er zwei Jahre später vorzeitig in den Ruhestand gehen konnte), und ich will verdammt sein, wenn er nicht den Oberaufseher selbst, George Dunahy, das alte Zitronenmaul, beriet, wenn der Steuern sparen wollte. Das war kurz bevor Dunahy gefeuert wurde, und ich glaube, er muss schon von den Millionen geträumt haben, die er mit seinem Buch zu verdienen hoffte. Im April 1951 machte Andy die Steuererklärungen für die Hälfte der Wärter, und 1952 machte er sie fast alle. Sein Lohn wurde ihm in der im Gefängnis vielleicht wertvollsten Währung ausgezahlt: Er wurde gut behandelt.

Später, als Greg Stamma die Leitung übernahm, baute Andy seine Position sogar noch aus – aber Einzelheiten darüber kann ich Ihnen nicht erzählen, ich kann nur raten. Es gibt Dinge, die ich weiß, und andere, die ich nur vermuten kann. Ich weiß, dass es Gefangene gab, die alle möglichen Vorrechte genossen – Radios in den Zellen, zusätzliche Besuchsgenehmigungen und dergleichen –, und es gab draußen Leute, die für diese Privilegien bezahlten. Solche Leute wurden von den Gefangenen »Engel« genannt. Wenn beispielsweise plötzlich jemand jeden Samstagvormittag von der Arbeit freigestellt wurde, wusste man, dass dieser Junge

einen Engel hatte, der einen Haufen Geld hingeblättert hatte, um das zu erreichen. Meistens läuft es so ab, dass der Engel die Bestechungssumme an einen Wärter der mittleren Ebene auszahlt, und der schmiert dann die Verwaltungsleiter nach oben und nach unten.

Dann gab es noch den Autoreparaturdienst, der Dunahy zum Verhängnis wurde. Die Jungs gingen zunächst in den Untergrund, aber in den späten Fünfzigern blühte das Geschäft mehr als je zuvor. Und einige der Unternehmer, die hin und wieder für das Gefängnis arbeiteten, schmierten die höheren Verwaltungsbeamten. Da bin ich ganz sicher, und das Gleiche galt für die Firmen, deren Maschinen gekauft und in der Wäscherei oder der Nummernschilderfabrikation installiert wurden.

Aber in den späten Sechzigern gab es außerdem einen schwunghaften Tablettenhandel, und auch daran verdienten die Leute von der Verwaltung. Aus alledem ergab sich ein ansehnlicher Strom an illegalen Einkünften. Natürlich nicht so viel wie die Dollar, die in den wirklich großen Anstalten wie Attica und St. Quentin anfallen, aber es war eben auch kein Mäusedreck. Und nach einiger Zeit wird das Geld selbst zum Problem. Die Leute können es nicht einfach in die Brieftasche stecken und ein Bündel Banknoten rausholen, wenn sie ihr Haus vergrößern oder einen Swimmingpool im Garten bauen lassen wollen. Wenn man einen gewissen Punkt überschritten hat, muss man erklären, woher das Geld stammt ... und wenn die Erklärungen nicht überzeugend klingen, trägt man eines Tages selbst eine Nummer.

Andys Dienste waren also sehr gefragt. Sie holten ihn aus der Wäscherei und setzten ihn in die Bibliothek. Aber genau genommen haben sie ihn gar nicht aus der Wäscherei geholt. Er musste jetzt lediglich statt dreckiger Bettlaken dreckiges Geld waschen. Er ließ es in Aktien, Hypotheken und steuer-

freien kommunalen Schuldverschreibungen verschwinden, und was es da sonst noch so alles gibt.

Etwa zehn Jahre nach jenem Tag auf dem Dach der Nummernschilderwerkstatt sagte er mir, dass er sehr wohl wisse, was er tue, aber es belaste sein Gewissen nicht sonderlich. Diese Betrügereien wären auch ohne ihn über die Bühne gegangen. Er habe nicht darum gebeten, nach Shawshank gebracht zu werden, fuhr er fort; er sei ein unschuldiger Mann, der einer Verkettung unglücklicher Umstände zum Opfer gefallen sei, aber er sei kein Missionar und auch kein Musterknabe.

»Außerdem, Red, was ich hier tue, ist nicht so *sehr* verschieden von dem, was ich draußen getan habe«, sagte er mit seinem berühmten leichten Grinsen. »Es gibt einen Grundsatz, und vielleicht hältst du mich für zynisch: Individuen oder Firmen brauchen umso mehr Rat von Experten in finanziellen Dingen, je mehr Leute sie betrügen.

Die Leute, die diesen Schuppen verwalten, sind zum größten Teil stupide und brutale Ungeheuer. Die Leute, die draußen die anständige Welt verwalten, sind genauso brutale Ungeheuer, aber sie sind nicht ganz so stupide, denn draußen wird mehr Kompetenz verlangt. Nicht sehr viel mehr, aber mehr.«

»Aber die Tabletten«, sagte ich. »Ich sage dir nicht, was du zu tun hast, aber sie machen mich nervös. Aufputzmittel, Beruhigungsmittel, Nembutal – und jetzt gibt es welche, die Vierphasentabletten genannt werden. Ich besorge so etwas nicht. Das habe ich noch nie getan.«

»Nein«, sagte Andy. »Mir gefallen diese Tabletten auch nicht. Sie haben mir noch nie gefallen. Aber ich halte auch nicht viel von Zigaretten und Schnaps. Außerdem habe ich mit dem Tablettenunfug nichts zu tun. Ich bringe sie nicht rein, und wenn sie einmal hier sind, bin nicht ich es, der sie verkauft. Das tun meistens die Wärter.«

»Aber ...«

»Ja, ich weiß. Da gibt es einen feinen Unterschied. Worum es geht, Red, ist doch, dass einige Leute sich die Hände überhaupt nicht dreckig machen wollen. Das sind Heilige, und die Tauben landen auf ihren Schultern und scheißen ihnen das Hemd voll. Das andere Extrem ist, in der Scheiße zu baden und mit allem zu handeln, was auch nur einen Dollar einbringt – Revolver, Messer, Heroin und weiß der Teufel was sonst noch. Hat dir schon jemals ein Sträfling solchen Handel angeboten?«

Ich nickte. Das war im Laufe der Jahre oft der Fall. Man ist schließlich der Kerl, der alles besorgen kann. Und sie denken, wenn man ihnen Batterien für ihre Transistorradios, eine Stange Lucky Strike oder ein paar Marihuanazigaretten beschaffen kann, gibt es auch bei einem Messer keine Schwierigkeiten.

»Das ist dir bestimmt schon passiert«, meinte Andy. »Aber du lässt die Finger davon. Denn Leute wie wir, Red, wissen, dass es einen Mittelweg gibt. Wir gehen durch den Schweinepfehl und fragen uns, was wir dabei gewinnen. Wir wägen ab und wählen das geringere Übel. Dabei versuchen wir, uns an unsere guten Vorsätze zu halten, und ob uns das gelungen ist, merken wir daran, ob wir nachts gut schlafen ... und an dem, was wir träumen.«

»Gute Vorsätze«, sagte ich und lachte. »Die kenne ich, Andy. Auf diesem Pflaster kann man direkt in die Hölle reiten.«

»Stimmt nicht«, sagte er ernst. »Die Hölle ist hier. Hier in Shawshank. Sie verkaufen Tabletten, und ich sage ihnen, was sie mit ihrem Geld machen sollen. Aber ich habe auch noch die Bibliothek, und ich kenne zwei Dutzend Männer, die sich hier schon für ein Universitätsstudium qualifiziert haben. Wenn sie rauskommen, schaffen sie es vielleicht, aus der ganzen Scheiße rauszukriechen. Als ich damals 1957 den

zweiten Raum brauchte, bekam ich ihn, denn sie wollten mich bei Laune halten. Ich arbeitete billig. Das war ein glattes Geschäft.«

»Und du hast deine privaten Räume.«

»Natürlich. Und so wollte ich es haben.«

Die Zahl der Gefangenen war während der Fünfzigerjahre langsam gestiegen, und in den Sechzigern gab es eine geradezu explosionsartige Entwicklung. Das war die Zeit, als jeder junge Mann in Amerika Drogen probierte und schon wegen ein bisschen Marihuana zu völlig lächerlich hohen Strafen verurteilt wurde. Aber während der ganzen Zeit hatte Andy nur ein einziges Mal einen Zellengenossen, einen großen wortkargen Indianer namens Normaden (wie jeden Indianer in Shawshank nannten wir ihn Häuptling), und Normaden blieb nicht lange. Viele der zu langjährigen Strafen Verurteilten hielten Andy für verrückt, aber darüber lächelte Andy nur. Er lebte allein, und das war ihm nur recht ... wie schon gesagt, sie wollten ihn bei Laune halten. Er arbeitete billig.

Im Knast vergeht die Zeit langsam, manchmal hätte man schwören können, dass sie stillsteht. Aber sie vergeht. Sie vergeht. Als George Dunahy die Szene verließ, überschlugen sich die Zeitungen mit ihren Schlagzeilen. SKANDAL und NESTBESCHMUTZUNG tönte es. Stamma löste ihn ab, und während der nächsten sechs Jahre war Shawshank die Hölle. Während Greg Stamma regierte, waren die Betten in der Krankenstation und die Zellen im Isoliertrakt ständig belegt.

Eines Tages, 1958, betrachtete ich mich in dem kleinen Rasierspiegel, den ich in meiner Zelle hatte, und sah, dass mich ein vierzig Jahre alter Mann anschaute. 1938 war ein Junge mit einem dichten roten Haarschopf reingekommen, der alles bereute und an Selbstmord dachte. Diesen Jungen gab es nicht mehr. Das rote Haar wurde grau und fing schon an auszufallen. Um die Augen Krähenfüße. An jenem Tag sah

ich schon den alten Mann in mir, der nur noch seine Zeit abwartete. Ich hatte Angst. Kein Mensch will im Knast alt werden.

Stammas verschwand 1959. Reporter kamen und schnüffelten herum. Einer saß sogar unter fremdem Namen eine Strafe ab. Sie wollten den SKANDAL und die NEST-BESCHMUTZEREI wieder in die Schlagzeilen bringen, aber bevor sie sich auf ihn einschließen konnten, war Stammas schon weit weg, und das kann ich gut verstehen. Wenn man ihm den Prozess gemacht hätte und er verurteilt worden wäre, hätte er gleich in Shawshank bleiben können. Einer von uns. Er hätte vielleicht noch fünf Stunden gelebt. Byron Hadley war schon zwei Jahre früher verschwunden. Der Scheißkerl kriegte einen Herzinfarkt und ging vorzeitig in den Ruhestand.

Durch die Stammas-Affäre änderte sich für Andy nichts, aber Anfang 1959 kam ein neuer Anstaltsleiter mit einem neuen Assistenten, und auch die Wachmannschaft bekam einen neuen Boss. Während der nächsten acht Monate war Andy wieder ein gewöhnlicher Häftling. In dieser Zeit teilte er seine Zelle mit Normaden, dem hochgewachsenen Passamaquoddy-Halbblut. Aber bald darauf war alles wieder wie vorher. Die Namen an der Spitze ändern sich, aber die schmutzigen Geschäfte bleiben die gleichen.

Ich sprach mit Normaden über Andy. »Netter Kerl«, sagte Normaden. Er war schwer zu verstehen, denn er hatte eine Hasenscharte und einen Wolfsrachen; ich musste den Wortbrei erst sortieren. »Es gefiel mir da. Er war aber immer nur ernst, und er wollte mich da nicht haben, das merkte ich.« Ein Achselzucken. »Ich war froh, da wieder rauszukommen. In der Zelle zog es so stark, und immer war es kalt. Niemand durfte seine Sachen anfassen. Das ist okay. Netter Kerl, er war nur immer so ernst. Und dann die Zugluft.«

Rita Hayworth hing bis 1955 in Andys Zelle, wenn ich mich recht erinnere. Dann war es Marilyn Monroe, dieses Bild aus *Das verflixte siebente Jahr*, wo sie über dem vergitterten U-Bahn-Schacht steht und die warme Luft ihr den Rock hochbläst. Marilyn hielt sich bis 1960 und war schon ziemlich abgegriffen, als sie Jayne Mansfield weichen musste. Jayne war, verzeihen Sie bitte den Ausdruck, ein einziges Paar Titten. Nach nur einem Jahr trat eine englische Schauspielerin an ihre Stelle – es könnte Hazel Court gewesen sein, aber das weiß ich nicht mehr genau. Sie wurde 1966 abgenommen, und Raquel Welch kam an Andys Zellenwand, wo sie die Rekordzeit von sechs Jahren verbrachte.

Das letzte Poster, das dort hing, war eine hübsche Countryrocksängerin namens Linda Ronstadt.

Ich fragte ihn einmal, was die Poster für ihn bedeuteten, und er sah mich sonderbar erstaunt an. »Sie bedeuten für mich wahrscheinlich das, was sie für jeden Sträfling bedeuten«, sagte er. »Freiheit. Man betrachtet diese hübschen Frauen und hat das Gefühl, dass man fast ... nicht ganz, aber *fast* hinausgehen und bei ihnen sein könnte. Und frei sein. Deshalb hat mir Raquel Welch auch immer am besten gefallen. Es war nicht nur sie; es war der Strand, auf dem sie stand. Es könnte irgendwo in Mexiko gewesen sein. Irgendein ruhiger Ort, wo ein Mann seine eigenen Gedanken hören kann. Hast du bei einem Bild nicht manchmal die gleichen Gefühle, Red? Dass man fast durch das Bild hindurchgehen kann?«

Ich sagte ihm, dass ich es so noch nie gesehen hätte.

»Vielleicht wirst du eines Tages verstehen, was ich meine«, sagte er, und er sollte recht behalten. Jahre später wusste ich genau, was er meinte ... und als ich es wusste, musste ich zuerst an Normaden denken und an das, was er über Andys kalte Zelle gesagt hatte.

Ende März oder Anfang April 1963 musste Andy eine entsetzliche Erfahrung machen. Ich habe Ihnen schon erzählt, dass er etwas hatte, was den meisten Gefangenen und auch mir offensichtlich fehlte. Nennen wir es vielleicht Gleichmut oder ein Gefühl inneren Friedens, vielleicht war es sogar der unerschütterliche Glaube, dass dieser Albtraum eines Tages enden werde. Wie man es auch nennt, Andy Dufresne wirkte immer ausgeglichen. An ihm erkannte man keine Anzeichen dieser dumpfen Verzweiflung, die nach einiger Zeit fast jeden Lebenslänglichen befällt. Nie zeigte er Hoffnungslosigkeit. Bis zum Winter 1963.

Inzwischen hatte ein neuer Mann die Leitung des Gefängnisses übernommen. Er hieß Samuel Norton, und soweit ich weiß, hat niemand ihn je lächeln sehen. Er trug eine Anstecknadel für dreißigjährige Zugehörigkeit zur Baptistenkirche. Eine bedeutende Neuerung, die er als Vorstand unserer glücklichen kleinen Familie veranlasste, war, dafür zu sorgen, dass jeder ein Neues Testament bekam. Auf seinem Tisch stand ein kleines Schild mit goldenen, in Teakholz eingelegten Buchstaben. Die Inschrift lautete: CHRISTUS IST MEIN ERLÖSER. An der Wand hing ein von seiner Frau gearbeitetes Sticktuch, auf dem SEIN URTEIL KOMMT, UND ES KOMMT SCHNELL stand. Diese letztere Sentenz konnte keinen von uns erwärmen. Wir hatten alle das Gefühl, das Urteil schon hinter uns zu haben, und selbst die Besten unter uns hätten schwören mögen, dass der Fels uns nicht schützen noch der abgestorbene Baum uns Schatten spenden würde. Er hatte für jeden Anlass ein Bibelzitat, dieser Norton, und wann immer man einen solchen Mann trifft, sollte man, das ist mein Rat, nur grinsen und sich beide Hände vor die Eier halten.

Die Krankenstation war nie so voll wie in den Tagen eines Greg Stammers, und soweit ich weiß, hörten die Beerdigungen bei Mondschein völlig auf, aber das bedeutete nicht,

dass Norton kein Verfechter strenger Bestrafung war. Die Isolierzellen waren immer gut besetzt. Die Männer verloren ihre Zähne nicht mehr, weil sie zusammengeschlagen wurden, sondern wegen der Wasser- und Brotdiät. Die Leute nannten diese Diät Nortons Kornsuppe. Zum Beispiel: »Ich muss wieder Sam Nortons Kornsuppe saufen, Jungs.«

Der Mann war der widerlichste Heuchler, den ich je in einer höheren Stellung erlebt habe. Die Geschäfte, von denen ich erzählte, blühten nach wie vor, aber Sam Norton fügte noch eigene Schnörkel hinzu. Andy kannte sie alle, und, da wir inzwischen recht gute Freunde geworden waren, erzählte er mir einiges darüber. Wenn Andy über diese Dinge redete, las man in seinem Gesicht Ekel und eine Art amüsierte Verwunderung, so als berichtete er über ein hässliches und beutegieriges Ungeheuer, das schon durch seine Hässlichkeit und seine Gier eher komisch als schrecklich war.

Norton war es auch, der das Programm für Außenarbeiten entwickelte, über das Sie vielleicht vor sechzehn oder siebzehn Jahren gelesen haben; darüber stand sogar etwas in *Newsweek*. In der Presse hörte es sich an wie ein wahrer Fortschritt im Strafvollzug. Einige Gefangene fällten Bäume für die Papierherstellung, andere reparierten Brücken und besserten Straßen aus. Wieder andere bauten Keller zum Einlagern von Kartoffeln. Norton nannte das Projekt »Von-Drinnen-Nach-Draußen« und musste es jedem Rotary- und Kiwanis-Klub in Neuengland erklären, besonders nachdem sein Bild in *Newsweek* erschienen war. Die Gefangenen nannten die Arbeitstrupps »Straßenbanden«, aber ich erinnere mich nicht, dass auch nur einer von ihnen jemals gebeten wurde, seine Ansichten über die Außenarbeitsprogramme vor irgendeinem Forum darzulegen.

Und mitsamt seiner Anstecknadel für dreißigjährige Kirchenzugehörigkeit war Norton an jedem Projekt finanziell beteiligt: Ob nun Bäume gefällt, Entwässerungsgräben ge-

zogen oder an Bundesstraßen Abzugskanäle gebaut wurden, immer sahnte Norton ab. Er hatte unzählige Möglichkeiten. Er verdiente an der Arbeit der Männer und am Material. Aber sein Geld floss auch aus anderen Quellen. Die Bauindustrie hatte mörderische Angst vor Nortons Außenarbeitsprogrammen. Gefangenearbeit ist schließlich Sklavenarbeit, und seine Preise konnte kein Mitbewerber unterbieten. Also erhielt Sam Norton, der mit dem Neuen Testament und mit der Kirchenanstecknadel für dreißig Jahre Frömmigkeit, während seiner sechzehnjährigen Dienstzeit in Shawshank eine ganze Menge praller Briefumschläge zugesteckt. Und immer, wenn er einen solchen erhielt, überbot er die anderen, oder er lieferte gar kein Angebot ab. Manchmal machte er auch geltend, dass alle seine Männer anderweitig beschäftigt seien. Ich habe mich immer darüber gewundert, dass Norton nicht eines Tages irgendwo in Massachusetts in einem abseits der Landstraße geparkten Thunderbird aufgefunden wurde, die Hände auf dem Rücken gefesselt und ein halbes Dutzend Kugeln im Kopf.

Jedenfalls rollte der Rubel, wie es in dem alten Lied heißt. Norton glaubte wohl an die alte Puritanerweisheit: Wie gnädig Gott einem Menschen ist, stellt man am besten fest, wenn man sein Bankkonto betrachtet.

Bei alledem fungierte Andy Dufresne als seine rechte Hand und als sein stiller Teilhaber. Die Gefängnisbücherei war Andys Pfand auf die Zukunft. Norton wusste das und nutzte es aus. Andy erzählte mir einmal, dass *Eine Hand wäscht die andere* zu Nortons Lieblingsaphorismen gehörte. Andy gab ihm also guten Rat und machte nützliche Vorschläge. Ich weiß nicht genau, ob er die Programme für Norton selbst organisierte, aber ich bin verdammt sicher, dass er diesem Jesus schreienden Hurensohn das Geld anlegen half. Er gab guten Rat und machte nützliche Vorschläge, und ... verdammt noch mal! Plötzlich hatte die Bibliothek einen ganzen Satz

Handbücher für die Reparatur von Automobilen, eine neue Ausgabe der Grolier-Enzyklopädie und Bücher, mit denen man sich für die Zulassung zur Universität qualifizieren konnte. Und natürlich weitere Krimis und Wildwestromane.

Und ich bin davon überzeugt, dies geschah alles, weil Norton seine rechte Hand nicht verlieren wollte. Ich gehe sogar noch weiter: Es geschah, weil Norton Angst vor dem hatte, was vielleicht passieren konnte – und was Andy gegen ihn vorzubringen hätte –, wenn er jemals das Staatsgefängnis von Shawshank verlassen sollte.

Ich erfuhr die Geschichte nur bruchstückweise, einiges – aber nicht alles – von Andy selbst. Über diesen Teil seines Lebens redete er nicht gern, und das kann ich ihm nicht verübeln. Ich erfuhr alles aus vielleicht einem Dutzend verschiedener Quellen. Ich erwähnte schon, dass Strafgefängene nichts anderes sind als Sklaven, und deshalb haben sie auch die Sklavengewohnheit, sich dumm zu stellen, aber die Augen und Ohren offen zu halten. Ich erfuhr das Ende, den Anfang und die Mitte, aber ich erzähle es Ihnen von A bis Z, und vielleicht verstehen Sie dann, warum der Mann zehn Monate in tiefsten Depressionen zubrachte. Wissen Sie, ich glaube, er kannte die Wahrheit erst 1963, fünfzehn Jahre nachdem er in dieses wunderschöne kleine Höllenloch gekommen war. Bevor er Tommy Williams kennenlernte, wusste er wahrscheinlich gar nicht, wie schlimm es noch kommen sollte.

Tommy Williams schloss sich November 1962 unserer glücklichen kleinen Shawshank-Familie an. Tommy hielt sich für einen Mann aus Massachusetts, aber darauf war er nicht stolz; er hatte mit seinen siebenundzwanzig Jahren schon in ganz Neuengland im Knast gesessen. Er war Gewohnheitsdieb, und wie Sie sich denken können, bin ich der Ansicht, dass er einen anderen Beruf hätte wählen sollen.

Er war verheiratet, und seine Frau besuchte ihn jede Woche. Sie war auf den Gedanken gekommen, dass es Tommy – und folglich auch ihr und dem dreijährigen Sohn – besser gehen würde, wenn Tommy einen Universitätsabschluss hätte. Sie überredete ihn dazu, und so kam es, dass Tommy Williams anfang, regelmäßig die Bibliothek aufzusuchen.

Dergleichen war für Andy zu der Zeit schon Routine. Er besorgte Williams Tests, die den Anforderungen der Aufnahmeprüfung für die Universität entsprachen. Tommy frische seine Kenntnisse in den Fächern auf, die er für seinen Schulabschluss belegt hatte – es waren nicht viele –, und machte dann den Test. Andy sorgte auch dafür, dass er in den Fächern, die er in der Schule nicht bestanden oder gar nicht erst gewählt hatte, Fernunterricht nahm.

Wahrscheinlich war er nicht der beste Schüler, dem Andy je über die Hürden half, und ich weiß auch nicht, ob er sein Hochschuldiplom später geschafft hat, aber das gehört auch nicht zu meiner Geschichte. Wichtig war, dass er Andy nach einiger Zeit gut leiden konnte, was auch bei den meisten andern der Fall war.

Bei verschiedenen Gelegenheiten fragte er Andy, was ein so intelligenter Mann wie er denn in diesem Schuppen zu suchen habe – eine Frage, die ungefähr jener anderen Frage entsprach: »Was hat denn ein so nettes Mädchen wie du hier zu suchen.« Aber Andy war nicht der Typ, der darüber redete. Er lächelte immer nur und lenkte das Gespräch in eine andere Richtung. Es war ganz normal, dass Tommy andere Leute fragte, und als er endlich die Geschichte erfuhr, bekam er wahrscheinlich den Schock seines jungen Lebens.

Der Mann, den er fragte, bediente mit ihm zusammen die Heißmangel in der Wäscherei. Die Insassen nannten das Ding den Zerquetscher, und genau das passiert einem, wenn man unaufmerksam ist und mit den Fingern zwischen die Rollen gerät. Sein Partner war Charlie Lathrop, der wegen

Mordes verurteilt war und schon zwölf Jahre saß. Er war nur zu gern bereit, Tommy die Einzelheiten des Mordprozesses gegen Dufresne zu erzählen; es unterbrach die Monotonie, die es bedeutete, die gemangelten Bettlaken aus der Maschine zu ziehen und zusammengefaltet in Körbe zu legen. Er war gerade bei der Mittagspause der Jury angekommen, bevor diese ihr ›schuldig‹ sprach, als die Alarmsirene loslärnte und die Mangel knirschend zum Stillstand kam. Am anderen Ende waren frisch gewaschene Laken aus dem Eliot-Pflegeheim eingegeben worden. An Tommys und Charlies Ende kamen sie, eines alle fünf Sekunden, trocken und sauber gemangelt raus. Ihre Aufgabe war es, sie zusammenzufalten und in die mit sauberem braunem Papier ausgelegten Körbe zu packen.

Aber Tommy Williams stand ganz einfach mit offenem Mund da und starrte Charlie Lathrop an. Er stand in einem Haufen Laken, die sauber aus der Maschine gekommen waren und jetzt den Dreck vom Fußboden aufsogen – und in einer Wäscherei gibt es eine Menge Dreck.

Sofort kam Homer Jessup, der Oberbulle, herbeigerannt und brüllte wie am Spieß. Tommy bemerkte ihn gar nicht. Er setzte sein Gespräch mit Charlie fort, als wäre der alte Homer überhaupt nicht da. Dabei hatte Homer schon mehr Leute mit dem Knüppel auf den Kopf gedroschen, als er je hätte zählen können.

»Wie heißt dieser Golfprofi noch?«

»Quentin«, antwortete Charlie, der inzwischen ganz durcheinander war. Später erzählte er, dass der Junge plötzlich ganz blass geworden sei. »Glenn Quentin, glaube ich. Oder so ähnlich ...«

»Was ist hier los?«, brüllte Homer Jessup, und sein Gesicht war rot wie ein Hahnenkamm. »Schmeißt die Laken in kaltes Wasser! Macht schnell, oder ich ...«

»Glenn Quentin, o Gott«, sagte Tommy Williams, und

mehr konnte er nicht sagen, denn Homer Jessup, der alles andere als friedfertig war, hatte ihm den Knüppel über den Hinterkopf gezogen. Tommy schlug so hart auf, dass ihm drei Vorderzähne abbrachen. Als er wieder zu sich kam, hockte er in der Isolierzelle und hatte jede Menge Wasser und Brot. Und eine Eintragung in seine Akte.

Das war Anfang Februar 1963, und Tommy Williams ging noch zu ein paar anderen länger Einsitzenden, die ihm ungefähr dieselbe Geschichte erzählten. Ich weiß es, denn ich war einer von denen, die er befragte. Aber als ich ihn fragte, warum er das alles wissen wollte, äußerte er sich nicht.

Dann ging er eines Tages in die Bibliothek und gab Andy ein paar verdammt interessante Informationen. Und zum ersten und letzten Mal, seit er mich wie ein Junge, der seine ersten Präservative kauft, auf ein Poster von Rita Hayworth angesprochen hatte, verlor Andy seine Gelassenheit ... aber diesmal drehte er völlig durch.

Ich traf ihn noch am gleichen Tag, und er sah aus wie ein Mann, der auf die Zinken einer Harke getreten ist und sich den Stiel zwischen die Augen geknallt hat. Seine Hände zitterten, und als ich ihn ansprach, antwortete er nicht. Noch am Nachmittag wandte er sich an den wachhabenden Aufseher und vereinbarte für den nächsten Tag einen Termin mit Billy Hanlon, dem Leiter der Anstalt. Er erzählte mir später, dass er in der Nacht kein Auge zugetan hätte. Er lag nur da und hörte draußen den eisigen Wind heulen und beobachtete das Kreisen der Scheinwerfer, sah die Schatten, die sich über die Betonwände des Käfigs bewegten, den er seit Harry Trumans Präsidentschaft sein Zuhause nannte, und dachte über alles nach. Er sagte, es sei, als habe Tommy ihm einen Schlüssel zu einem Käfig in seinem Kopf gegeben, der so war wie seine Zelle. Aber in diesem Käfig saß kein Mann, sondern ein Tiger, und dieser Tiger hieß Hoffnung. Williams

hatte den Schlüssel gebracht, und jetzt war der Tiger frei und streifte durch seine Gedanken.

Vor vier Jahren war Williams in Rhode Island festgenommen worden, weil er ein gestohlenen Auto voll gestohlener Ware fuhr. Tommy verpiff seinen Komplizen, der Staatsanwalt spielte mit, und er wurde nur zu zwei bis vier Jahren unter Anrechnung der Untersuchungshaft verurteilt. Elf Monate nachdem er seine Strafe angetreten hatte, wurde sein Zellengenosse entlassen, und er bekam einen anderen, einen Mann namens Elwood Blatch. Blatch war bei einem bewaffneten Einbruch erwischt worden und hatte sechs bis zwölf Jahre bekommen.

»Ich habe noch nie einen so nervösen Kerl gesehen«, erzählte Tommy mir. »So ein Mann ist für einen Einbruch nicht zu gebrauchen, schon gar nicht, wenn er auch noch eine Kanone hat. Beim geringsten Geräusch geht der Kerl an die Decke ... und wahrscheinlich schießt er dann auch. Einmal hätte er mich fast erwürgt, weil weit unten im Gang jemand mit einer Blechdose gegen das Zellengitter schlug.

Ich saß sieben Monate mit ihm in einer Zelle, bis ich entlassen wurde. Sie hatten mir ja die Untersuchungshaft angerechnet, und der Rest wurde mir geschenkt. Ich kann nicht sagen, dass wir uns unterhalten haben, denn mit El Blatch konnte man sich gar nicht unterhalten. Er redete immer nur selbst. Sein Maul stand nie still. Wenn man versuchte, auch mal ein Wort zu sagen, drohte er mit der Faust und rollte mit den Augen. Dabei kriegte ich immer 'ne Gänsehaut. Ein riesiger Kerl, fast kahlköpfig und ganz tief liegende grüne Augen. Mein Gott, ich hoffe, dass ich den nie wiedersehe.

Er redete mich jeden Abend besoffen. Wo er aufgewachsen ist, aus welchen Heimen er weggelaufen ist, welche Dinger er gedreht, welche Frauen er gebumst und wie viele Leute er mit Falschspiel aufs Kreuz gelegt hat. Ich ließ ihn einfach

quatschen. Mein Gesicht mag nicht besonders hübsch sein, weißt du, aber ich wollte nicht, dass er es mir aufpolierte.

Er behauptete, er hat über zweihundert Einbrüche gemacht. Ich konnte es kaum glauben, ein Kerl wie er, der hochgeht wie eine Rakete, wenn einer nur laut furzt, aber er schwört, dass es stimmt. Und jetzt hör mal zu, Red, ich weiß, dass einige Leute übertreiben, wenn sie einem etwas erzählen, was sie wissen, aber schon bevor ich die Sache mit diesem Golfprofi Quentin erfuhr, dachte ich mit Grauen daran, was passiert wäre, wenn dieser Blatch in meine Wohnung eingestiegen wäre. Dann könnte ich von Glück sagen, dass ich noch lebe. Stell ihn dir doch mal vor, wenn er im Schlafzimmer irgendeiner Lady das Schmuckkästchen inspiziert, und die hustet im Schlaf oder dreht sich schnell um. Ich mag gar nicht daran denken.

Er hat sogar gesagt, dass er Leute umgebracht hat. Leute, die ihm dumm kamen. Sagte er wenigstens. Und ich hab es ihm geglaubt. Ihm konnte man es schon zutrauen. Er war so verdammt nervös! Wie eine Pistole mit einem abgesägten Schlagbolzen. Ich kannte mal einen, der hatte eine Smith & Wesson Police Special mit abgesägtem Schlagbolzen. Die war zu nichts zu gebrauchen, außer vielleicht zum Angeben. Wenn dieser Kerl, er hieß Johnny Callahan, seinen Plattenspieler voll aufdrehte und die Waffe auf eine der Lautsprecherboxen legte, ging sie schon los. So empfindlich war das Ding. Genauso war El Blatch. Besser kann ich es nicht erklären. Ich zweifle nicht daran, dass er schon ein paar Leute umgelegt hat.

Und eines Abends, bloß um was zu sagen, fragte ich: ›Wen hast du umgebracht?‹ Nur so aus Spaß, weißt du. Er lacht und sagt: ›Oben in Maine sitzt ein Kerl im Knast wegen der zwei Leute, die ich umgelegt hab. Es war dieser Kerl und die Frau von dem Idioten, der da jetzt sitzt. Ich bin in ihr Haus eingestiegen, und der Kerl wollte frech werden.«

